

Bausteine für eine Gemeinde von morgen

**aus der Praxis für die Praxis 2008**



Unerreichte  
erreichen



Amt für missionarische Dienste

## I. Hintergründe und Beweggründe

**Unerreichte erreichen  
Besinnung und Bestimmung**  
*Stephan Zeipelt* 4 ■

**Milieuverengung und Mission –  
Warum die Kirche viele Menschen  
nicht erreicht**  
*Julia Holtz* 8 ■

**Der Alptraum einer schrumpfenden  
Kirche**  
(Un-)lautere Motive für das neu  
erwachte Interesse an Mission  
*Hermann Kotthaus* 15 ■

**Volles Haus – Kein Platz soll frei  
bleiben**  
Eine Meditation zu Lukas 14,16–24  
*Klaus Jürgen Diehl* 19 ■

**Persönliche Statements**  
„Warum ich von der Kirche enttäuscht  
bin bzw. nichts erwarte“ 23 ■

**II. Mittel und Wege**  
**Mitgliederorientierung als  
Leitbegriff kirchlichen Handelns**  
Einfühlsame Zuwendung statt  
bequemer Anpassung  
*Klaus Jürgen Diehl* 24 ■

**Jede Menge Vorzüge und Stärken**  
Warum auch Ortsgemeinden  
anziehend für Menschen sind  
*Kuno Klinkenborg* 26 ■

**Gemeinde muss passen**  
Plädoyer für neue Ausdrucksformen  
von Gemeinde  
*Michael Herbst* 30 ■

„Finding faith today“ – Wie  
Menschen heute Christen werden  
Was wir von den Ergebnissen einer  
Studie der anglikanischen Kirche  
für unsere volkshirchliche Praxis  
lernen können  
*Volker Roschke* 32 ■

**III. Beispiele und Erfahrungen**  
**„Treten Sie ein!“ – im i-Punkt  
Gelsenkirchen**  
Was veranlasst Menschen zum  
(Wieder-)Eintritt in die Kirche?  
*Interview von Andreas Isenburg  
mit Thomas Webel-Reiner* 36 ■

„Ich bin dabei!“  
Kirchliche Projektarbeit als Beispiele  
für niedrigschwellige Angebote –  
Glaubenskurse als missionarische  
Chance  
*Kuno Klinkenborg* 41 ■

**Alpha-Kurs in der Versöhnungs-  
kirchengemeinde Iserlohn**  
*Ilse-Dore Seidel* 42 ■

**Christ werden – Christ bleiben in  
der Ev. Kirchengemeinde Dorsten**  
*Karl-Erich Lutterbeck* 43 ■

**Emmaus-Kurs in der  
Matthäusgemeinde Münster**  
*Volker Roggenkamp* 44 ■

**Stufen des Lebens in der  
Ev. Kirchengemeinde Unna-Massen**  
*Jürgen Eckelsbach* 45 ■

**Bibel bewegt – Ein Bibelleseprojekt  
in der Ev. Kirchengemeinde Unna-  
Massen**  
*Iris und Johannes Antepoth* 46 ■

**Die Blaue Stunde – Ein Gottes-  
dienstmodell für Menschen in der  
Lebensmitte**  
in der Ev. Christus-Kirchengemeinde  
Dortmund  
*Elke Rudloff* 47 ■

**Wenn die Kirche aus sich heraus-  
geht ...**  
Kirchliche Angebote im säkularen  
Umfeld 48 ■

**Notfallseelsorge**  
Erste Hilfe für die Seele mitten  
in der Gesellschaft  
*Ralf Radix* 49 ■

**Geschichten am Stall**  
Die Weihnachtsgeschichte unter  
die Menschen bringen  
*Christian Uhlstein* 51 ■

**Kirche gibt dem Theater Asyl**  
Reich werden durch respektvolle  
Begegnung  
*Raimar Leng* 52 ■

**Der Hauskreis als Zelle –  
Kleingruppen als Frischzellenkur  
für den Leib Christi**  
*Matthias Kürschner* 54 ■

**Persönliche Statements**  
„Was mich zur Kirche hat  
zurückfinden lassen“ 57 ■



Die hier vorgelegte Jahrespublikation des Amtes für missionarische Dienste knüpft an der Tatsache an, dass in Deutschland jeder dritte Bürger keiner christlichen Kirche angehört, weit mehr als 3 Millionen getaufte und konfirmierte Gemeindeglieder in den letzten Jahrzehnten die Ev. Kirche verlassen haben und viele der Gemeindeglieder, die erfreulicherweise nach wie vor zu unserer Kirche gehören, von ihrer Botschaft trotzdem nicht erreicht werden. 27 Millionen Konfessionslose, darunter Millionen von Getauften und dazu eine Mehrheit von Kirchenmitgliedern, die immer weniger über die Grundlagen des christlichen Glaubens wissen und ihm z.T. distanzieren gegenüberstehen, sind eine gewaltige Herausforderung für die Kirche am Beginn des 21. Jahrhunderts. Jedenfalls dann, wenn sie ihren Anspruch aufrechterhält, mit ihrer Botschaft eine „public truth“ (L. Newbegin) zu verkünden, die unterschiedslos alle Menschen angeht. Wer davon überzeugt ist, dass in Jesus Christus das Heil für jeden Menschen begründet ist, kann und darf sich nicht damit abfinden, dass die Kirche mit ihrer Botschaft nur eine Minderheit von Menschen erreicht. Weil Gottes versöhnendes Handeln in Christus allen Menschen gilt, haben wir als Kirche fortwährend nach Mitteln und Wegen Ausschau zu halten, wie wir auf kreative und einfühlsame Weise die bisher Unerreichten erreichen können. Dabei kann uns der Gedanke trösten, dass Gott auch die Menschen schon längst mit dem Blick seiner Liebe erreicht hat, die in unserem Gesichtsfeld noch gar nicht aufgetaucht sind – geschweige denn dass sie als Getaufte zu einer lebendigen Gottesbeziehung gefunden hätten.

Dieses vorliegende Heft möchte sich in drei Schritten dem Thema „Unerreichte erreichen“ nähern und es entfalten. Im ersten Teil **Hintergründe und Beweggründe** fragen wir zunächst nach einer angemessenen Definition der Begriffe „Unerreichte“ bzw. „erreichen“. Dem Team, das diese Publikation vorbereitet und zusammengestellt hat, erschien diese Begrifflichkeit auf jeden Fall angemessener als die so statisch wirkenden Begriffe der Konfessionslosen oder Kirchen-distanzierten. Wer von „Unerreichten“ spricht, impliziert damit Wunsch und Ziel, diese bisher Unerreichten dennoch erreichen zu wollen. Dazu gehört nun allerdings, dass wir uns ehrlich und selbstkritisch der Frage stellen, warum wir als Kirche trotz unseres universalen Anspruchs die Menschen häufig nicht mit unserer Botschaft erreichen. Julia Holtz zeigt in ihrem Artikel auf, dass unsere Kirchengemeinden unter einer Milieuverengung leiden und mit ihren Arbeitsformen und –methoden nur eine Minderheit von Lebensmilieus, die unter den Mitgliedern einer Volkskirche repräsentiert sind, ansprechen und erreichen. Hermann Kotthaus geht der Frage nach, ob das seit der Leipziger EKD-Synode von 1999 neu erwachte Interesse an Mission nur aus dem Leidensdruck einer ständig schrumpfenden Kirche erklärt werden kann oder sich einem Perspektivwandel verdankt, der die wohlthuende Erfahrung des Glaubens unbedingt auch anderen Menschen gönnt. Dass wir als Christen nicht die kleine Zahl der „Zwei oder Drei“ heiligen sollten, weil Gott selbst will, dass sein Haus voll wird, stellt uns Jesus selbst eindrücklich im Gleichnis vom großen Abendmahl vor Augen.

„Aus der Praxis – für die Praxis“ wird herausgegeben vom Amt für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen, Olpe 35, 44135 Dortmund, Redaktion: Klaus Jürgen Diehl; Design: jungepartner.de; Druck: Domröse, Hagen

Bildnachweise: Titel: fotocommunity/Nadeshda Janzen, Bielefeld; S. 8: iStock/angelmanuelherrero; S. 14, 18, 22, 25, 33, 40, 56, 58: Thees Carstens; S. 34: photocase/Martin Hochrein, 57: photocase/Feuerbach; S. 45, 55: project photos; S. 15: fotolia/Rebel, 24: fotolia/Alain Bachellier, 29: fotolia/Podfoto, 33: fotolia/Stephen Coburn; Rest: Archiv. Trotz unserer Bemühungen konnten nicht alle Rechteinhaber ermittelt werden. Für Hinweise sind wir dankbar. Rechtsansprüche bleiben gewahrt.

In einem zweiten Schritt unter der Überschrift **Mittel und Wege** möchten wir zunächst in einer Thesenreihe den Versuch unternehmen, sich den betriebswirtschaftlich entlehnten Begriff der Mitgliederorientierung theologisch anzueignen. Wurde dieser Begriff zu Beginn des Reformprozesses in unserer westfälischen Kirche überaus kontrovers diskutiert und als Anbiederung der Kirche an vordergründige „Kundenwünsche“ und als Verrat am Evangelium entschieden abgelehnt, wird inzwischen die mit diesem Begriff zum Ausdruck gebrachte Notwendigkeit erkannt, sich den Menschen zuzuwenden, sich einfühlsam in ihre Lebenssituation hineinzuversetzen, um ihnen dann hilfreiche Orientierung aus dem Evangelium zu geben. Dabei hat gerade auch die normale Kirchengemeinde trotz mancher unübersehbarer Milieuerengung nach wie vor viele missionarische Chancen, Menschen für den Glauben zu gewinnen – wie Kuno Klinkenborg in seinem Artikel aufzuzeigen versucht. Trotzdem brauchen wir in Deutschland über die Parochie und die funktionalen Dienste in Kirchenkreisen und Landeskirche hinaus neue Ausdrucksformen von Gemeinden. Dabei können wir eine Menge von den Erfahrungen der Anglikanischen Kirche in England lernen, die schon seit ca. 2 Jahrzehnten vielfältige Erfahrungen mit *fresh expressions of Church* jenseits der klassischen Parochie gesammelt hat und damit zahlreichen Menschen eine geistliche Heimat bieten konnte, die vom normalen Angebot einer Kirchengemeinde nicht erreicht worden wären. Michael Herbst weist nach, dass die englischen Erfahrungen durchaus auf den kirchlichen

Kontext in Deutschland übertragen werden können. Auch mit dem letzten Beitrag in dem mittleren Teil des Heftes möchten wir von Erfahrungen der Anglikanischen Kirche profitieren. In ihrer Studie *Finding faith today* ist die Church of England der Frage nachgegangen, wie Menschen heute Christen werden. Das Ergebnis der Befragung von über 500 Erwachsenen ist für viele nicht überraschend: Es sind vor allem persönliche Kontakte mit engagierten Christinnen und Christen, die den entscheidenden Impuls zum Christwerden geben. Und: Es ist eine längere Reise von mehreren Jahren, bis heute ein Erwachsener vom ersten Kontakt zu einer bewusst vollzogenen Glaubensentscheidung kommt. Volker Roschke geht in seinem Beitrag der Frage nach, was wir aus der Studie der Anglikanischen Kirche für unsere volkscirchliche Praxis lernen können.

Im abschließenden dritten Teil des Heftes möchten wir über **Beispiele und Erfahrungen** aus unserer eigenen Kirche berichten, wie Menschen zur Kirche zurückgefunden haben, wie sie durch ein niedrigschwelliges Projektangebot vielleicht zum ersten Mal seit langem wieder Kontakt zur Kirche bekommen haben – oder wie sie der Botschaft der Kirche in einem völlig säkularen Umfeld begegnen. Manchen Menschen reicht es, wenn sie die Kirche gelegentlich als eine sich ihnen gastfreundlich zeigende Herberge auf Zeit aufsuchen können. Andere suchen in ihr eine Heimat fürs Leben, in der sie gerne dauerhaft Wurzeln schlagen möchten. Diesem Wunsch

kommen in unserer gegenwärtigen Praxis wohl am ehesten Klein- und Zellgruppen wie z.B. Haus- und Bibelgesprächskreise entgegen. Die Erfahrung zeigt, dass eine Gemeinde nur dann dauerhaft wachsen und Menschen beheimaten kann, wenn sie über ein solches Netzwerk an Klein- und Zellgruppen verfügt. Natürlich können wir an dieser Stelle nur einige „*good practice Beispiele*“ veröffentlichen, von denen es in unserer westfälischen Kirche glücklicherweise eine ganze Fülle gibt. Sie können aber ein Anstoß und eine Anregung für die Gemeinden sein, die sich vielleicht erstmals ernsthaft mit der Frage befassen, wie sie die bisher Unerreichten mit ihrer Botschaft erreichen und beheimaten können.

Ich wünsche Ihnen jedenfalls erhellende Einsichten und inspirierende Anregungen bei der Lektüre dieses Heftes.

*Klaus Jürgen Diehl*

## Unerreichte erreichen

### Besinnung und Bestimmung



#### Besinnung

UnerREICht?  
ErREICht!  
REICht das?  
REICH!

Wer ist das?  
Endlich!  
Wann ist genug?  
Beschenkt!

ErREICHen  
AusREICHen  
die Hand REICHen  
HinREICHend  
BeREICHert

Wer?Wie?Wo?Wann?  
Wir! Mit Liebe! Am Ort! Heute!  
Zugehend, offen, einladend!  
Gaben entdecken, Formen gestalten, Wege finden  
Begeistert! Gesegnet! Nie allein!

Im BeREICH  
Das REICH

... der (überschrittenen) Möglichkeiten  
... geschenkt bekommen!

#### Bestimmung

##### ■ Wer sind die Unerreichten?

„Wir dreh'n uns um uns selbst, denn was passiert, passiert ...“

So textete Herbert Grönemeyer in seinem Lied „Luxus“. Lange Zeit schien sich die Kirche mit diesem Satz abzufinden. Mit sinkenden Finanzen und schrumpfender Mitgliederzahl kamen wieder mehr und mehr die Menschen in den Blick, die zwar zuvor auch durch eine ausgeprägte „Komm-Struktur“ eingeladen waren, aber die hohe Schwelle der Kirchen- und Gemeindegemeinschaft nicht übertraten. Dabei

war seit Anbeginn der Kirche der letzte und erste Auftrag Jesu an seine Gemeinde „zu gehen und zu Jüngern zu machen alle Völker“ (Mt 28,19). So entwickeln sich zunehmend im Bereich der volkscirchlichen Strukturen erste zaghafte Schritte hin zu einer „Geh-Struktur“, die sich von der oben genannten Not wachgerüttelt und von diesem nicht aufgebaren *Missionsbefehl* getragen weiß.

„Alle Völker“ werden in den folgenden Seiten verstanden als die von Christus geliebten und gemeinten Menschen in unserem unmittelbaren Umfeld, an denen die



„Botschaft von der freien Gnade Gottes ausgerichtet werden soll“ (VI. These der Barmer Theologischen Erklärung).

Zusammenfassend werden sie als „Unerreichte“ bezeichnet. Andere Begriffe, die im Kontext der Evangelisation und Mission gebräuchlich sind lauten beispielsweise „Kirchendistanzierte“ oder „Kirchenferne“. Der Begriff „Unerreichte“ erscheint positiver, dynamischer und angemessener. Der bestimmte Artikel „Die“ wird bewusst vermieden, da es sich um eine Gruppe von Menschen handelt die dermaßen heterogen ist, dass eine Definition sehr schnell an ihre Grenzen stößt.

Dennoch soll hier ein Versuch gemacht werden. Entscheidend ist m.E. die Blickrichtung.

#### ■ Die Sicht der Unerreichten

Der Standpunkt dieser Sicht ist von uns in der Kirche natürlich kaum einzunehmen. Unerreichte würden sich nicht als solche bezeichnen. Menschen, die als Außenstehende auf Kirche und Glauben angesprochen werden

sehen sich selbst als Atheisten, Religiöse, Suchende, Spirituelle, (Patchwork-)Glaubende – und sind damit oft zufrieden, was ihre Sicht der jeweiligen Wirklichkeit angeht.

#### ■ Die Sicht derjenigen, die Unerreichte erreichen wollen

Grundsätzlich ist hier zu beachten, dass unsere Kirchengemeinden unter einer gewissen Milieuverengung leiden und mit ihren Arbeitsformen und –methoden nur einen Ausschnitt von vielleicht 20% der Gesamtbevölkerung erreichen. Unsere Gesellschaft ist plural und vielschichtig. Unterschiede sind in Ausbildung, Berufsgruppe, Musikgeschmack, Zugehörigkeit zu Interessensgruppen, Kleidungsstil, Freizeitverhalten, Mediengebrauch und anderem wahrnehmbar. Dabei ist festzuhalten, dass eine Wahrnehmung von Menschen bezüglich spezifischer Milieus nicht bewertend und nicht fixierend geschehen darf. Kriterien sollten nur als Hilfe zu genauerem Hinschauen gebraucht werden. Daher sind Unerreichte Menschen, die von uns in der Kirche aus dem Blick verloren

wurden; die zugleich fast immer die großen Unbekannten sind. Grob zusammengefasst lassen sich darunter z.B. Menschen fassen, die als ehemalige Kirchenmitglieder zu den Freikirchen gewechselt sind, die wir mit unserer gemeindlichen Praxis nicht oder nicht mehr erreichen. Bei diesen handelt es sich im theologischen Grundsatz natürlich um „Erreichte“. Bei einer Begegnung mit dieser Gruppe sollte es uns um gegenseitige Lernerfahrung gehen. Unerreichte sind Menschen, die in der Kirche sind, aber denen eine „reine Mitgliedschaft“ als Kirchensteuerzahler ausreicht. Es sind die, die aus der Kirche aus den unterschiedlichsten Gründen (persönlich, finanziell, strukturell) ausgetreten sind. Für diese Gruppen gilt, dass sie zwar von der Kirche und ihren Angeboten nicht mehr erreicht werden, aber dennoch nicht zwangsläufig glaubensfern oder gar gottlos sind. Und Unerreichte sind Menschen, die als so genannte „Konfessionslose“ noch nie eine Bindung an christliche Themen und den Glauben hatten, geschweige denn, dass sie durch die Taufe Mitglieder in einer christlichen Kirche geworden wären.

#### ■ Die Sicht Gottes

In den Augen Gottes sind alle Menschen wertvoll und in seiner Gnade mit der einmaligen Heilstat Jesu Christi in Kreuz und Auferstehung mit eingeschlossen – die Erreichten und die Unerreichten. Das Evangelium, die gute Nachricht gilt allen.

Diese Sicht Gottes gilt es in allem Bemühen um Unerreichte an erster Stelle zu stellen und bei allen Bemühungen des „Erreichens“ im Blick zu haben. So können die vier Grund-

dimensionen der Kirche (martyria, diakonia, leiturgia, koinonia) aufeinander bezogen werden und im Blick auf die biblischen Grundlagen wird verhindert das eine gegen das andere auszuspielen.

#### Was heißt erreichen?

Hier gilt zunächst schlicht festzuhalten: Gott will alle. Sein Angebot des neuen Lebens durch den Glauben an Christus ist nicht einer Gruppe religiös besonders Aufgeschlossener vorbehalten, sondern gilt auch den religiös „Unmusikalischen“. Wir nehmen Maß an Gottes nicht klein zu kriegender Lust am Menschen und seiner ungestillten Sehnsucht nach einer heilvollen Beziehung zu seinen Geschöpfen. Es ist wichtig, dass sich dieses Motiv nicht vermischt mit kirchlichen Nützlichkeitsabwägungen – etwa in dem Sinn: Wir möchten mehr Unerreichte erreichen, um die Existenz der Volkskirche zu sichern. Unerreichte erreichen wollen muss auch nicht gleichbedeutend sein mit einer Rückgewinnungs-Strategie für die Kirche. Es geht schlicht und einfach und dennoch scheinbar schwer um die Bezeugung der Liebe Gottes und seinen Ruf, der jeder und jedem gilt. Um dies „erreichen“ zu erreichen brauchen wir eine Methodenvielfalt, die die jeweilige „Unerreichte“ und den jeweiligen „Unerreichten“ in ihrer und seiner Lebenswelt abholt und Wege aufzeigt, die zu gehen es lohnt. Entscheidend ist bei aller Vielfalt der Methoden, nicht im Inhalt beliebig zu werden. Hier können wir von Paulus lernen (z.B. 1Kor 9,16ff oder Apg 17). Entscheidend ist, dass ein Erreichen immer gleichbedeutend ist mit

■ *In den Augen Gottes sind alle Menschen wertvoll und in seiner Gnade mit der einmaligen Heilstat Jesu Christi in Kreuz und Auferstehung mit eingeschlossen – die Erreichten und die Unerreichten. Das Evangelium, die gute Nachricht gilt allen.*

Evangelisation: „Damit bin ich bei einem anderen heiklen Punkt. Immer noch erlebe ich, dass das Thema Evangelisation in eine bestimmte Ecke gestellt wird. Unerreichte erreichen, ja, aber evangelisieren, nein. Aber wie sollen die Unerreichten erreicht werden, wenn nicht durch Evangelisation? Viele von uns verstehen unter Evangelisation immer noch Großveranstaltungen, bei denen beißende Gerichtspredigten und unchristliche Drängelei vorherrschen, die Ängste hervorrufen. Aber das ist ein Vorurteil, das ich nie bestätigt gefunden habe. Nur wird es von Generation zu Generation fortgeschrieben. Nein, Evangelisation bedeutet, Menschen, die bisher keine oder nur eine formale Berührung mit dem Evangelium hatten, zum persönlichen Glauben an Jesus Christus einzuladen, mit dem Ziel, dass sie sich ihm anvertrauen, ihn Herr ihres Lebens werden lassen und sich einer christlichen Gemeinde anschließen. Evangelisation hat zuerst mit Freude zu tun, mit Verheißung. Sie hat natürlich auch mit dem Ernst zu tun, der dadurch zum Ausdruck kommt, dass es sich beim Ruf zum Glauben um einen Rettungsruf handelt: Evangelisation ist immer die Bitte, sich retten zu lassen aus der Verlorenheit und vor der Verlorenheit. Aber im Zentrum steht die Gute Nachricht, dass Jesus gekommen ist, um Sünder selig zu machen, wie es Luther so unnachahmlich übersetzt hat. (Hartmut Bärend). Zwei Dinge sind bei einem solchen „erreichen“ zu beachten:

#### ■ 1. Das Dazugehören geht dem Glauben voraus.

Menschen werden eingeladen in ihrer je eigenen Art und Weise

zunächst als willkommene Gäste aber auch als gestalterisch Mündige sich in die Arbeit der Gemeinde (welcher Form auch immer) einzubringen. Im dem Wissen, ich bin erwünscht und der Einsicht „das geht mich etwas an“, wird ein Weg gegangen, der nicht das Ziel ist, sondern zum Ziel des persönlichen Glaubens führt.

#### ■ 2. Wer das Ziel hat, Unerreichte zu erreichen, muss bereit sein sich zu verändern.

Das Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen muss in den Blick genommen werden. Welche Räume bieten wir Ehren- und Hauptamtlichen, sich nach ihren Begabungen und mit ihren Kompetenzen effektiv in die Gemeinde einzubringen? Das Kompetenzprofil ist zu schärfen. Veränderungen von Gemeinden, die Unerreichte erreichen wollen, brauchen eine offene Kommunikation und Entscheidungen, die auf einer breiten Basis getroffen werden. Sie müssen getragen sein vom Hören auf Gottes Wort und vom liebevollen Wahrnehmen der Menschen und ihrer Ansprechfähigkeit, vom erwartungsvollen Beten und vom gemeinsamen Entwickeln von Visionen und Leitzielen.

Letztendlich geht es beim unchristlichen Wunsch, „Unerreichte erreichen“ zu wollen darum, sich als Kirche = kyriake = „die zum Herrn Gehörige“ zu verstehen und als Gemeinde = ekklesia = „die Herausgerufene“ zu handeln, damit „sie kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, um am Tisch zu sitzen im Reich Gottes“ (Lk 13,29). ■  
Stephan Zeipelt

# Milieuverengung und Mission

Warum die Kirche viele Menschen nicht erreicht



Kommoden schaffen Ordnung. Angesichts einer immer komplexer werdenden Welt ist es überaus verlockend, wenn man Kommoden mit diversen Schubladen hat, um die Fülle des Ungreifbaren einzuordnen. Die neusten sozialwissenschaftlichen Milieustudien und Lebensstilanalysen liefern dafür aufschlussreiches Handwerkszeug. Im Folgenden will ich versuchen, Chancen und Grenzen dieser Forschung für den Gemeindeaufbau dazustellen.

## 1. Irgendwie passe ich hier nicht hin – Problemanzeige aus dem Alltag einer Gemeindepfarrerin

Taufelternbesuch bei Familie S.: Schon nach dem kurzen Gespräch am Telefon habe ich das vage Gefühl, dass ich mich mit diesem Taufgespräch schwer tun werde. Als mir Kevins Mutter in Leggings die Tür öffnet, das Baby in der einen, die Zigarette in der anderen Hand, läuft im Hintergrund RTL, natürlich vom großen Flachbild-

schirm. Ich muss erst darum bitten, dass sie den Fernseher ausstellt und ihre erste Frage dreht sich darum, ob und wie man in der Kirche Videoaufnahmen von der Taufe machen kann. Frau S. ist sehr freundlich und dennoch habe ich nach einer halben Stunde das Gefühl, dass wir uns nichts mehr zu sagen haben. Pflichtbewusst erläutere ich noch, dass ich Taufe eines unmündigen Kindes als Sinnbild für Gottes zuvorkommende Liebe verstehe und erkläre, dass sie

mit der Konfirmation als bewusste Bestätigung verbunden ist. Außerdem weise ich sie auf die verschiedenen Angebote für Eltern und Kinder in unserer Gemeinde hin, die ihr helfen können, ihr Kind im christlichen Glauben zu erziehen. Die ganze Zeit habe ich das unguete Gefühl, auf Fragen zu antworten, die niemand gestellt hat und fühle mich trotz ihrer freundlichen Aufnahme als Fremdkörper in dieser Wohnung.

Die gleiche Fremdheitserfahrung wiederholt sich am Taufsonntag mit umgekehrten Vorzeichen. Obwohl die diensthabenden Presbyterinnen höflich auf Familie S. zugehen und die Bankreihe reserviert ist, spürt man die „unverträgliche Fremdheit“<sup>1</sup>, die Kevins Familie im Gottesdienst umgibt. Der Habitus dieser Familie unterscheidet sich spürbar von dem der übrigen Gottesdienstgemeinde. Sie gehören eindeutig zu einem anderen Milieu. Und jedes Milieu ist ein selbstreferenzielles System mit eigenen Codes und Programmen. Obwohl jedes Milieu umweltoffen ist, ist es semantisch doch eine eigene Welt.<sup>2</sup>

## 2. Milieuverengung in der Kirche – ein altes Problem in neuem Gewand

Dieses zufällig herausgegriffene Beispiel lässt sich auf viele Gemeindeveranstaltungen übertragen. Immer wieder hat man den Eindruck, dass hier nur eine bestimmte „Sorte Mensch“ zusammen gekommen sei. „Die Einmütigkeit im Glauben wird zu einem beträchtlichen Teil durch Gleichartigkeit gewährleistet“, so hat es Hans Wulf bereits 1993 ausgedrückt.<sup>3</sup> Klaus von Bismarck hat schon Mitte der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts den Begriff

der ‚Milieuverengung‘ geprägt, weil das kirchengemeindliche Leben sich auf das Kleinbürgertum konzentrierte und Arbeiterschaft und Intelligenz dabei marginalisierte.<sup>4</sup>

Seit Gerhard Schulze vor 15 Jahren sein Buch von der ‚Erlebnisgesellschaft‘ veröffentlichte, haben wir eine Matrix, mit der wir das vage Unbehagen kategorisieren können. Er teilte unsere Gesellschaft anhand alltagästhetischer Schemata wie Einrichtung und Musikgeschmack in fünf Milieus ein: die Älteren (ab 40!) in „Niveau-“, „Harmonie-“ und „Integrationsmilieu“, während er für die Jüngeren das „Selbstverwirklichungs-“ und das „Unterhaltungsmilieu“ definierte.<sup>5</sup> Eberhard Hauschildt hat 1998 auf die weit reichenden Konsequenzen dieser soziologischen Erkenntnis für unseren Gemeindealltag hingewiesen und für eine vertiefte Studie über die Milieus in der Kirche plädiert.<sup>6</sup> Dabei verwies er u. a. darauf, dass mancher Konflikt in der Kirche, der mit theologischen Argumenten ausgetragen wird, in hohem Maße ein Milieukonflikt ist.

## 3. Neuste Lebensstilanalysen und Milieuforschungen im Raum der Kirche

Dieser Forderung nach vertieften Milieustudien ist man mittlerweile mehrfach nachgekommen. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft von 2002 (KMU IV) hat sich der Frage der Lebensstile intensiv gewidmet,<sup>7</sup> während das Sinus Sociovision Institut in Heidelberg in Zusammenarbeit mit Katholischen Sozial-ethischen Arbeitsstelle e.V. 2005 ein sehr differenziertes Handbuch

über „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus“ erstellt hat.<sup>8</sup>

Hinter den Termini „soziales Milieu“ und „Lebensstil“ verbergen sich zwei unterschiedlich akzentuierte sozialwissenschaftliche Konzepte. Die Milieuforschung analysiert stärker die Wert- und Orientierungsmuster einzelner Gruppen, während sich die Lebensstilforschung der kulturellen und ästhetischen Unterschiede in der Stilisierung des Alltags widmet. Claudia Schulz vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD arbeitet derzeit in Zusammenarbeit

1 Der Begriff stammt von Hans Wulf, Unverträgliche Fremdheit. Von den Christen, die nicht in unsere Gemeinden passen, in: LM 32/1993/7, S. 9

2 Vgl. Milieuhandbuch „Religiöse und kirchlichen Orientierungen“ Ein Projekt der Medien-Dienstleistung GmbH in Kooperation mit der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle e.V. Hrsg.: Medien-Dienstleistung GmbH, München; Durchführendes Institut: Sinus Sociovision, Sinus-Milieus® 2005, Heidelberg. S. 7

3 a.a.O.

4 Klaus von Bismarck, Kirche und Gemeinde in soziologischer Sicht, in: ZEE, 1/1957, 17

5 Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursociologie der Gegenwart, zuerst Frankfurt/New York 1992; 5. Auflage 1995, S. 277ff

6 Eberhard Hauschildt, Milieus in der Kirche, Erste Ansätze zu einer neuen Perspektive und ein Plädoyer für vertiefte Studien, PTh 87, 1998, S. 392–404

7 Wolfgang Huber, Johannes Friedrich, Peter Steinacker (Hrsg.) Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, Gütersloh 2006, (im folgenden abgekürzt KidVdL) besonders Kapitel 4 Lebensstil und Lebensführung, s. 203–273

8 Vgl. Anm. 2. Das Handbuch ist nur direkt bei der Medien-Dienstleistung GmbH erhältlich: www.mdg-online.de

mit Eberhardt Hauschildt und der Universität Bonn an einem Buch über die praktische Umsetzung dieser soziologischen Erkenntnisse in der Gemeindegemeinschaft.<sup>9</sup> Im Folgenden sollen nun zunächst die Ergebnisse der KMU IV und der Sinus®Studie schlaglichtartig vorgestellt werden.

#### 4. Evangelische Kirche und die Lebensstile ihrer Mitglieder

„In den Lebensgeschichten evangelischer Kirchenmitglieder ist ein Zusammenhang zwischen sozialem Milieu und Religiosität erkennbar.“<sup>10</sup> Die KMU IV hat das Instrument der Lebensstilanalyse verwendet, wobei sie in Annäherung an die Milieuforschung auch die Ebene der Wertorientierung untersucht hat.<sup>11</sup> Auf der Basis dieser Angaben wurden 6 Lebensstiltypen konstruiert und sozialstrukturell verortet:

E 1: Die Hochkulturellen (hochkulturell-traditionsorientiert) 13 %<sup>12</sup>, lieben Theater, Ausstellungen, Literatur und klassische Musik. Fürsorge für andere, politisches Engagement, gehobener Lebensstandard und gesellschaftlicher Ansehen sind ihnen wichtig. Sie mögen Geselligkeit und vertreten traditionelle Rollenmuster. Der Alterdurchschnitt liegt bei 63 Jahren, sie sind hoch gebildet.

E 2: Die Bodenständigen (gesellig-traditionsorientiert) 16%, gehören zur gleichen Generation wie E 1 (Durchschnittsalter 63 Jahre), sie lieben Geselligkeit und pflegen Nachbarschaftskontakte. Sie sind noch traditioneller orientiert als E1, lieben Volksmusik, und meiden hochkulturelle Aktivitäten, sie sind sparsam, ihr Bildungsniveau ist eher gering.

E 3: Die Mobilen (jugendkulturell-modern) 22%, sind zwischen 14 und 40 Jahren, lieben Kino, Disco, aktiven Sport und den Computer. Lebensgenuss und Unabhängigkeit sind ihre höchsten Werte. Nachbarschaftskontakte oder Familienfeiern sind ihnen fremd. Sie vertreten eine moderne Sicht der Rollenverteilung und verfügen über mittlere bis höhere Bildung.

E 4: Die Kritischen (hochkulturell-modern) 14%, sind vom Alter her breit gestreut zwischen 25 und 65 Jahren, ihr Musikgeschmack reicht von klassischer Musik bis zu Rock und Pop. Sie interessieren sich für Theater, Kino, Ausstellungen und Bücher, nutzen den PC und treiben Sport. Wichtig ist ihnen das Engagement für andere, die Reflexion und der Lebensgenuss. Ihre Wertorientierung ist verhalten modern, sie sind hoch gebildet.

E 5: Die Geselligen (Do-it-yourself geprägt, modern) 18%, sind zwischen 30 und 50 Jahren, sie werkeln in Haus und Garten, pflegen enge Nachbarschaftskontakte, mögen Rock und Pop, Kino und PC und treiben Sport. Lebensgenuss und Familie sind ihnen wichtig. Ihre Wertorientierung ist verhalten modern. Sie haben eine mittlere Bildung.

E 6: Die Zurückgezogenen (traditionsorientiert unauffällig) 16%, haben ein Durchschnittsalter von 55 Jahren. Sie halten große Distanz zu allen anderen Stilformen, gehen weder ins Kino noch ins Theater. Geselligkeit oder Nachbarschaftskontakte lehnen sie ebenfalls ab. Sie mögen Volksmusik und vertreten sehr traditionelle Werte. Wichtig ist ihnen Sparsamkeit, ein geordnetes Leben und Lebensgenuss.

Die KMU IV hat nun die Aussagen über die eigene Verbundenheit mit der Kirche und über Glaubensinhalte nach Lebensstiltypen geordnet. Das Ergebnis ist interessant, aber keineswegs überraschend.<sup>13</sup> Ein Blick in einen durchschnittlichen evangelischen Gottesdienst am Sonntagmorgen lässt es unmittelbar plausibel erscheinen, dass E 1 sich der Kirche am stärksten verbunden fühlt und die höchste Zustimmung zu Glaubensaussagen hat.<sup>14</sup> Die folgende Grafik verdeutlicht, wie sich die verschiedenen Lebensstile im Blick auf ihre Religiosität (Glaubensinhalte) und in Bezug auf ihre Kirchnähe darstellen.<sup>15</sup> Die meisten unserer Kirchenmitglieder des Typs E 3 (Mobile) glauben weder an die Inhalte der biblischen Botschaft

■ *In der Missionswissenschaft ist es im Blick auf fremde Kulturen selbstverständlich, dass das Evangelium, die gute Botschaft Jesu Christi, in die jeweilige Sprache und Kultur eingepasst, „inkulturiert“, werden muss.*

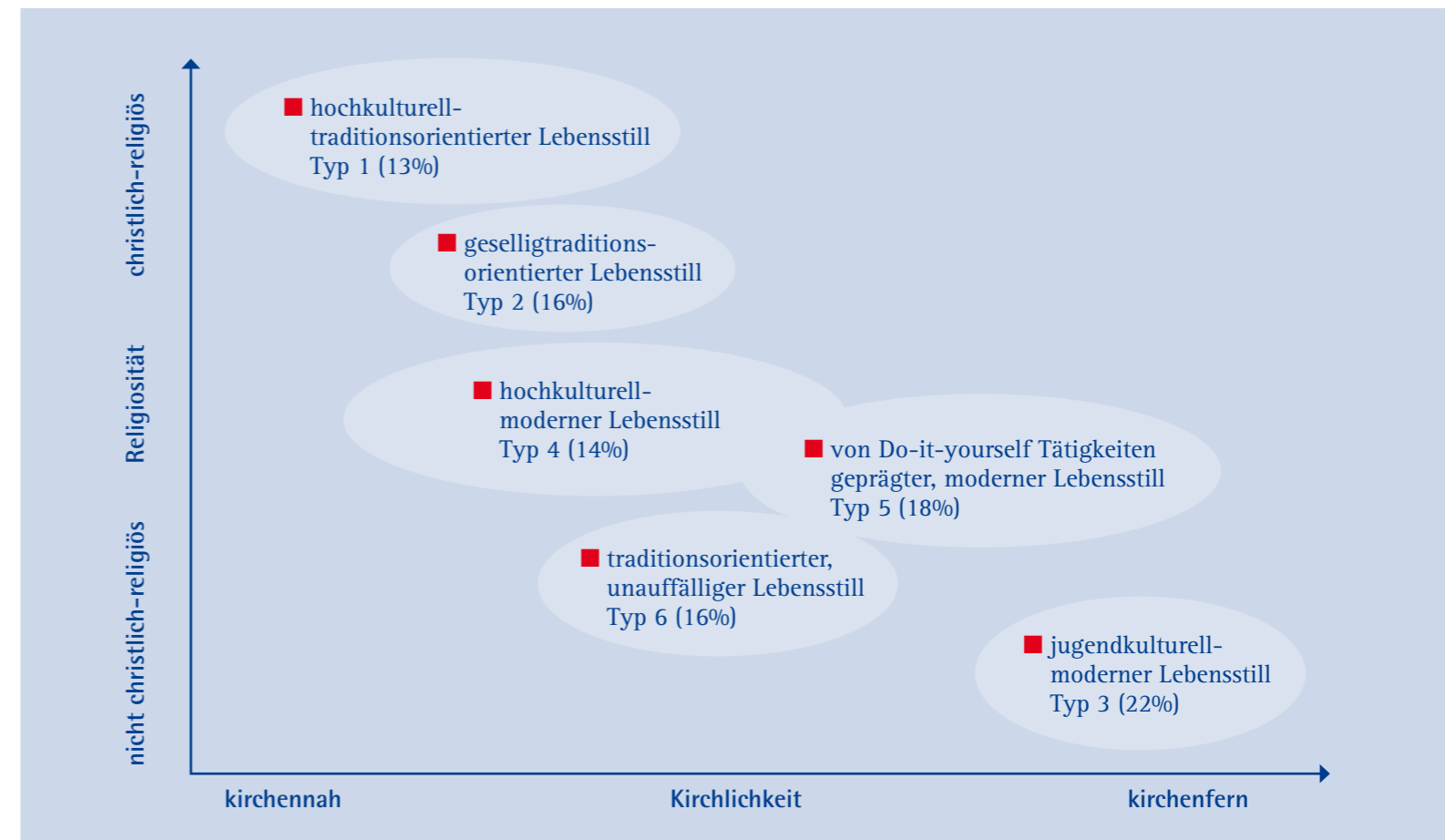


Schaubild 2: Lebensstiltypen im christlich-religiösen Feld

noch fühlen sie sich der Kirche verbunden. Das sollte uns zu denken geben!

Interessant ist, dass die KMU IV eine analoge Untersuchung auch mit Konfessionslosen durchgeführt hat. Die Verteilung der Lebensstiltypen ist dabei ziemlich ähnlich, allerdings verschiebt sich die Verteilung der Gruppen zugunsten der jüngeren Milieus Typ 3 (26% Konfessionslose statt 22% Evangelische) und Typ 4 (21% Konfessionslose statt 14% Evangelische), mit anderen Worten: hier zeigt sich, welche

9 Schulz, Claudia; Hauschildt, Eberhardt; Kohler, Eike, Milieus praktisch, Hilfen zur Analyse und Planung kirchlicher Arbeit, Göttingen 2008 (V&R); das Buch wird im Januar oder spätestens im Februar 2008 verfügbar sein.

10 Friederike Benthaus-Apel, KidVdL, S. 205

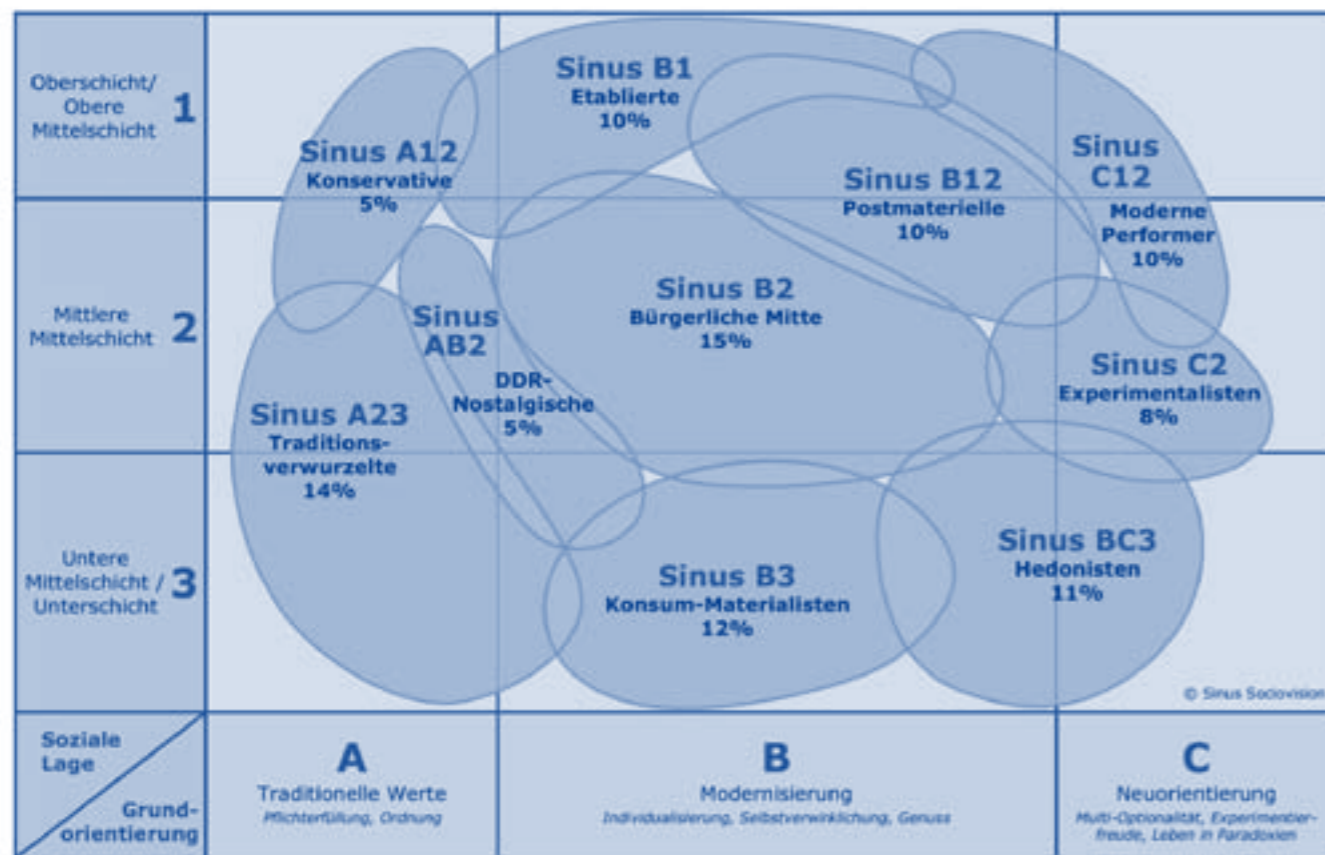
11 Die IV. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat dabei drei Lebensdimensionen empirisch untersucht: 1. Freizeitverhalten und Musikgeschmack als Aspekte des expressiven Verhaltens, 2. Nachbarschaftskontakte als Aspekt des interaktiven Verhaltens und 3. die Frage nach persönlichen Lebenszielen und wichtigen Lebensbereichen sowie die Einstellung zur Rolle der Frau und der Kindererziehung als Aspekte der evaluativen Dimension (Wertorientierung)

12 Die Prozentangabe bezieht sich auf den Anteil dieses Typs an der Gesamtgruppe der Kirchenmitglieder.

13 Vgl. KidVdL, S. 217–236

14 Von Typ E 1 stimmten 68% zu „Ich glaube, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat.“, während dies von Typ E 3 nur 22% bejahten. 77% von E 1 halten sich für sehr verbunden mit der Kirche, von E 3 können das nur 11% von sich behaupten.

15 KidVdL, S. 218



Milieus sich am meisten von uns entfernt haben und am häufigsten austreten.

### 5. Das katholische Milieuhandbuch, die Sinus®Milieus

Noch differenzierter stellt sich das Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus® 2005“ dar<sup>16</sup> Unter dem Slogan „We help you to succeed in a changing world“ analysiert das Sinus Institut seit über 25 Jahren verschiedene Lebenswelten in unserer Gesellschaft, in erster Linie für die Marktforschung. Das Ergebnis für Deutschland ist eine Aufteilung in 10 Milieus, die in einem

Koordinatensystem nach sozialer Lage 1-3 (1 = Oberschicht, 3 = Unterschicht) und Grundorientierung A-C (A = traditionsverwurzelt, C = neuorientiert) als so genannte „Kartoffelgraphik“ dargestellt werden.<sup>17</sup>

Sinus A12 (Konservative) 5%: Das alte deutsche Bildungsbürgertum: konservative Kulturkritik, humanistisch geprägte Pflichtauffassung und gepflegte Umgangsformen.

Sinus A23 (Traditionsverwurzelte) 14% Die Sicherheit und Ordnung liebende Kriegsgeneration: verwurzelt in der kleinbürgerlichen Welt bzw. in der traditionellen Arbeiterkultur.

Sinus B1 (Etablierte) 10%: Das selbstbewusste Establishment: Erfolgs-Ethik, Machbarkeitsdenken und ausgeprägte Exklusivitätsansprüche.

Sinus AB2 (DDR-Nostalgische) 5%: Die resignierten Wende-Verlierer: Festhalten an preußischen Tugenden und altsozialistischen Vorstellungen von Gerechtigkeit und Solidarität.<sup>18</sup>

Sinus B2 (Bürgerliche Mitte) 15%: Der statusorientierte moderne Mainstream: Streben nach beruflicher und sozialer Etablierung, nach gesicherten und harmonischen Verhältnissen.

Sinus B12 (Postmaterielle) 10%: Das aufgeklärte Nach-68er-Milieu:

Liberaler Grundhaltung, postmaterielle Werte und intellektuelle Interessen.

Sinus B3 (Konsum-Materialisten) 12%: Die stark materialistisch geprägte Unterschicht: Anschluss halten an die Konsum-Standards der breiten Mitte als Kompensationsversuch sozialer Benachteiligungen.

Sinus C12 (Moderne Performer) 10%: Die junge, unkonventionelle Leistungselite: intensives Leben – beruflich und privat, Multi-Optionalität, Flexibilität und Multimedia-Begeisterung.

Sinus C2 (Experimentalisten) 8%: Die individualistische neue Bohème: Ungehinderte Spontaneität, Leben in Widersprüchen, Selbstverständnis als Lifestyle-Avantgarde.

Sinus BC3 (Hedonisten) 11%: Die spaßorientierte moderne Unterschicht/untere Mittelschicht: Verweigerung von Konventionen und Verhaltenserwartungen der Leistungsgesellschaft.

Das Milieuhandbuch, das man zum stolzen Preis von 140,- € erwerben kann, liest sich äußerst spannend. Jedes Milieu ist detailliert im Blick auf seine Werte und Ziele, auf Medien-, Konsum und Freizeitverhalten dargestellt, für jeden Typus ist ein typisches Wohnzimmer zu sehen. Ausführlich wird die Einstellung zu Religion und Bibel dargestellt und das Image, das die katholischen Kirche in dieser Gruppe hat. Am Ende gibt es Do's and Don'ts für jeden Typ, die bei der Umsetzung dieser Erkenntnisse im Alltag der Gemeinde helfen sollen. Hier eine kleine Kostprobe für B 3 „die Konsum-Materialisten“:

„Die Sprache umstellen; Botschaften müssen klar, einfach formuliert, bodenständig, konkret, unmittelbar und anwendbar sein;

unbedingter Bezug zum Alltag der Konsum-Materialisten mit ihren konkreten Problemen und Ängsten (Vorsicht bei der Wortwahl: ein Mann in diesem Milieu darf keine „Angst“ haben)<sup>19</sup>

Bei den Do's & Don'ts für B 12 „Die Postmateriellen“ heißt es dagegen:

„Die Gemeinde als Forum für aktuelle Themen von Religion und Kirche heute [...] aber auch für übergreifende Themen, die Postmaterielle bewegen: Ökologie, ganzheitliche Gesundheit und Ernährung, der gesellschaftliche soziokulturelle Wandel [...] – aber auf keinen Fall notorisch besorgt, sondern antizyklisch und gegen die Erwartung das Positive entdecken und kritisch (unterscheidend) diskutieren.“

Diese Gegenüberstellung von B 3, wo ich die eingangs vorgestellte Familie von Kevin S. ansiedeln würde, und B 12, wo ich mich selbst wieder finde<sup>20</sup>, verdeutlicht nicht nur, warum mir die Kommunikation mit Frau S. schwer fällt, sie führt uns auch die Chancen, Grenzen und Gefahren dieser Forschung für die Praktische Theologie anschaulich vor Augen.

### 6. Was können Lebensstilmodelle und Milieustudien für eine missionarische Kirche ausrichten?

Alle Studien belegen, was wir längst geahnt haben: dass wir uns in unseren kirchlichen Angeboten an bestimmte Milieus angepasst und dadurch von anderen distanziert haben. Milieustudien sind daher zunächst „Wahrnehmungshilfen“, die es uns ermöglichen, aus dem schlichten Schwarzweiß-

denken von „Kerngemeinde“ und „kirchlich Distanzierten“ herauszukommen.<sup>21</sup> Sie schützen uns vor vorschnellen Werturteilen. Der Habitus der „Konsum-Materialisten“ ist eben grundlegend anders als der „der Traditionsverwurzelten“, und wir müssen lernen, die Habitusformen nicht defizitär, sondern differenziert zu beschreiben. Kevins Eltern benehmen sich nicht schlechter, sondern anders.

In der Missionswissenschaft ist es im Blick auf fremde Kulturen selbstverständlich, dass das Evangelium, die gute Botschaft Jesu Christi, in die jeweilige Sprache und Kultur eingepasst, „inkulturiert“,

<sup>16</sup> Vgl Anmerkung 7

<sup>17</sup> Nähere Informationen zur Kartoffelgraphik und eine ausführlichere Darstellung der jeweiligen Milieus gibt es im Internet unter <http://www.sinus-sociovision.de>

<sup>18</sup> Naturgemäß kommt dieses Milieu in den alten Bundesländern so gut wie gar nicht vor und ist für die EKvW daher uninteressant. Für unsere Geschwister im Osten ist AB 2 dagegen ein großes Problem: die Sinus-Kartoffel für Mecklenburg-Vorpommern zeigt beispielsweise 24% DDR-Nostalgiker und nur 8% Traditionsverwurzelte.

<sup>19</sup> Milieuhandbuch, S. 260

<sup>20</sup> Im Rahmen der gemeinsamen Tagung vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD und dem Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung „Mission und Milieu“ am 04./05.07.07 in Berlin fiel die These, dass 90% der Pfarerschaft heute zum postmateriellen Milieu gehören, zum Teil an der Grenze zum bürgerlichen Mitte oder zum modernen Performer.

<sup>21</sup> So Uta Pohl-Patalong in „Kommentar ‚Lebensstile‘ und Kirche – Praktisch-theologische Wahrnehmungen und kirchliche Konsequenzen“ in KidVdL, S. 275

# Der Alptraum einer schrumpfenden Kirche –

(Un-)lautere Motive für das neu erwachte Interesse an Mission

■ *Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. (Gal. 3,28)*

werden muss. Im Blick auf die kulturellen Unterschiede im eigenen Land stehen wir diesbezüglich ganz am Anfang. „Die Frage nach der Milieubezogenheit von Kirche ist theologisch nichts anderes als die nach ihrer Missionsfähigkeit.“<sup>22</sup>

Michael N. Ebertz, der in der katholischen Kirche in die Milieuforschung federführend ist, schreibt deswegen: „Wenn es zwischen den Milieus erhebliche Kommunikationsschwellen und Communio-Schwellen gibt und somit die Unwahrscheinlichkeit wächst, alle Milieus gewissermaßen auf einer Ebene – etwa der Interaktionsebene der Pfarrgemeinde – vereinen bzw. über ein Kommunikationsmedium – etwa die Bistumszeitung – erreichen zu können, läge eine entscheidende pastorale und kirchenpublizistische Herausforderung darin, neue Orte und Gelegenheiten der Kommunikation der Frohen Botschaft zu erschließen und die Communio der Kirche komplexer zu gestalten. Pastoraltheologische Anpassung scheint angesagt.“<sup>23</sup>

Das Evangelium an sich ist unveränderlich und Gottes Liebe zu den Menschen ist an kein Milieu

gebunden. Aber die explizite Kommunikation des Glaubens geschieht immer in sinnlicher Gestalt, mit bestimmten Worten, Klängen, in einer bestimmten ästhetischen Umgebung. Ich kann anderen nur dadurch zum Glauben verhelfen, dass ich sie in meinen Glauben mitnehme, dass ich für sie glaubwürdig bin. Mein Habitus ist Chance und Grenze zugleich. Wir sollten uns in den Gemeinden deshalb vor Blindheitsverabredungen<sup>24</sup> schützen. Wer behauptet: „Unsere Gottesdienste sind doch für alle offen!“ lügt sich in die eigene Tasche.

Dennoch möchte ich an dieser Stelle davor warnen, nun das richtige Angebot für jedes Milieu in der Gemeinde erfinden zu wollen. Ein derartiger Aktionismus überfordert alle Beteiligten nicht nur hoffnungslos, sondern ist auch theologisch äußerst fragwürdig. Denn die Begegnung mit dem lebendigen Christus verändert Menschen nachhaltig, ruft sie aus ihren bisherigen Zusammenhängen heraus und stellt sie in das „Netzwerk Gottes“. Jesus hat seine Jünger von ihren Arbeitsplätzen weg geholt, sie aus ihren Dörfern und Familien herausgerufen und in seinen Dienst genommen. Die missionarische Nutzung der Milieus wird diese zugleich transformieren.

Die Milieustudien helfen den Gemeinden daher in erster Linie zu einer Sensibilisierung in der Wahrnehmung der Menschen, die sie mit dem Evangelium erreichen möchten. Sie liefern ihnen „Tools“, wie das heute neudeutsch heißt, um zielgruppenorientierter zu arbeiten und unnötige Reibungsverluste zu vermeiden. Darüber hinaus fördern sie die Toleranz für

alle, die das Evangelium für andere Zielgruppen anders weitergeben. Der Habitus der Jesus-Freaks ist sicher nicht meiner, öffnet ihnen aber den Zugang zu einem Milieu, das ich wohl nie erreichen werde.

Aber das Evangelium sprengt jedes Milieu, authentischer Glaube wird sich auf die Frage des Lebensstils auswirken und ihn verändern. Oder, um es mit Paulus zu sagen:

*Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. (Gal. 3,28)*  
Julia Holtz

22 Gerhard Wegner, „Niemand kann aus seiner Haut“ zur Milieubezogenheit kirchlichen Lebens, PTh 89, S. 53–70, hier: S. 69

23 Michael N. Ebertz: Anschlüsse gesucht. Kirche zwischen individueller Wahl und gruppenspezifischen Verbindlichkeiten. Ergebnisse einer neuen Milieu-Studie. Herder Korrespondenz. Monatshefte für Gesellschaft und Religion 60 (2006), 173–177, 176f.

24 Dieser schöne Begriff stammt auch Michael N Ebertz, a.a.O., 176



THEES

## Einige bedenkenswerte Ausgangsüberlegungen

In einem Wochenmagazin hieß es vor kurzem: *Gläubige verzweifelt gesucht – Heimkehr des Papstes in ein nicht christliches Land*. Damit ist ein mögliches Motiv für Mission beschrieben: Deutschland soll (wieder) ein christliches Land werden.

Kirche ist in der Krise: Mitgliederschwund, Finanzkrise, geringer werdende Akzeptanz in der Öffentlichkeit. Das Bewusstsein eines christlichen Landes nimmt ab. Das Wissen um Inhalte der Feiertage und biblische Zusammenhänge nimmt ab. Kirche ist nur noch eine Anbieterin auf dem ‚Markt der Sinnstifter‘. Alle spüren in der Kirche: es ist etwas nicht in Ordnung. Kirche kann nicht so bleiben. Darum kommt es zu neuer Aufmerksamkeit dem missionarischen Thema gegenüber.

Die demografische Entwicklung einer älter werdenden Gesellschaft stellt auch die Kirche vor neue Herausforderungen. Wer bewahren will, was sich bewährt hat, muss sich verändern und die Lebensformen den veränderten Bedingungen anpassen. Das EKD Papier *„Kirche der Freiheit“* gibt einige Anstöße, in welche Richtung sich der Veränderungsprozess bewegen muss.

Die Forderung nach einer missionarischen Runderneuerung der Kirche kann nicht im Defizit und im Mangel begründet sein. Kirche ist nur in der Bewegung zu denen hin Kirche, die ihr Leben bisher nicht aus einem elementaren Vertrauen auf Gottes Zuwendung in Jesus Christus gestalten. Kirche ist eine Funktion der Sendung Gottes zu den Menschen, nicht umgekehrt. Darum ist die Besinnung auf den



Missionsauftrag zu allen Zeiten Quelle geistlicher Erneuerung der Kirche gewesen. Nicht weil Kirche kleiner wird, sondern weil ihre Glieder als Jüngerinnen und Jünger Jesu zu den sich bisher nicht Beteiligten (z.B. treue Kirchenferne, ausgetretene Getaufte, Konfessionslose) gesandt sind, ist Mission dran.

Das Wort „Mission“ und sein Inhalt müssen jedoch ständig kritisch geprüft werden. Wenn Kirche alles, was sie tut, für missionarisch hält, ist sie nicht missionarisch. Mission ist die Einladung zu einem Leben aus einer Vertrauensbeziehung zu Jesus Christus. Diese Einladung wird von einer lebendigen, konkret



erfahrbaren Gestalt des Leibes Christi überbracht. Gemeinde ist da, wo zwei oder drei in seinem Namen zusammen sind. Daraus entstehen immer wieder neue Formen des christlichen Miteinanders. Die Form ist dabei immer Folge des lebendigen Prozesses, nie umgekehrt.

**Unlautere Motive der Mission sind:**

- Mission zur Rettung der bestehenden kirchlichen Strukturen.
- Mission zur Stabilisierung der Mitgliedschaft der Kirche.
- Mission zur Rettung der so genannten Werte des ‚christlichen Abendlandes‘.
- Mission zum Abstecken eines Claims, bzw. Herrschaftsanspruchs im Namen des Reiches Gottes. Aus dieser Tradition kommen wir. Im Mittelalter sah man die Zeit gekommen, die Königsherrschaft Gottes auf Erden zu verwirklichen. Der Kirchenvater Augustinus hatte mit seiner Vision vom Gottesstaat die Grundlagen dazu gelegt. Die mit dem Namen des Kaisers Konstantin verbundene Idee einer Staatskirche ist an ihr geschichtliches Ende gekommen und sollte nicht wiederbelebt werden.
- Durch Reformen der Strukturen der Kirche und der Gemeinden die Zukunft der Kirche sichern zu wollen.

### Versuch einer wachstumsorientierten Gemeindeentwicklung

In einem Buch mit dem Titel: ‚Wie man Kunden begeistert – der Dienst am Kunden als A und O des Erfolges‘ heißt es im Klappentext: „Wenn jeder dieselbe Ware oder

Dienstleistung zum selben Preis praktisch überall kaufen kann, was muss ich dann tun, damit er/sie diesen Kauf bei mir tätigt und nicht woanders? Und nicht nur dieses eine Mal, sondern immer? Wie spreche ich Interessenten an? Wie überzeuge ich sie? Was muss ich tun, um aus Zufallskäufern zufriedene, ja begeisterte Stammkunden zu machen, die ganz von selbst herumerzählen, wie gut sie sich bei mir aufgehoben fühlen?“ In dem Buch wird von den Schritten erzählt, die der Verkaufsleiter einer Firma, die im Moment schlecht läuft, an der Hand eines gewissen Charlie – einer Art männlicher gute Fee – geht, um aus Kunden begeisterte Fans zu machen. Sie besichtigen ein Geschäft in einem Einkaufszentrum, das den Weg der Veränderung schon angetreten ist. Dort ist der übende Verkaufsleiter beeindruckt von der tollen Begrüßung; dem Ambiente in den Toiletten – Räumen: der Aufmerksamkeit, mit der er als Kunde behandelt wird. Beim Gespräch mit dem Firmenchef fragt er danach, wie sich die Firma das alles leisten könne. Das kostete doch sehr viel Geld. Er bekommt zur Antwort: ‚Wie kann ich es mir leisten, das nicht zu tun? Wir haben hier in unserem Geschäft eine Vision: Es soll ein Vergnügen sein, hier einzukaufen. Dazu passt eine Einstellung nicht wie: Blumen sind zu teuer; ausverkauft; tut uns leid; und wenn Sie Kinder haben, dann brauchen Sie gar nicht erst herzukommen.‘ Der lernende Manager bekommt dann von dem, der schon weiter ist, 3 Geheimtipps dafür, wie man Kunden zu begeisterten Fans macht. Der erste Tipp lautet: *Entscheide, was du erreichen willst!* –

Der zweite: *Finde heraus, was der Kunde will!* – Der dritte Geheimtipp ist ganz besonders abenteuerlich: *Liefere plus 1!* Liefere Sie das, was die Vision Ihnen vorgibt und noch ein Prozent dazu. Da geht es um Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit. – Das Buch schließt mit dem Satz: *„Wie wäre es, wenn wir die Augen schließen und uns ein paar Minuten lang sehr intensiv die Kunden vorstellen, die unsere Produkte verwenden?“*

Natürlich ist Gemeindeentwicklung kein Verkaufsförderungstraining, sondern ein gezielter, vom unerschütterlichen Glauben an Gottes Leidenschaft für die Welt geprägter Anstoß. Bei der Lektüre dieses Buches habe ich auf fast jeder Seite innerlich gesagt: *„Ja, genau. Das ist es. Diese Leidenschaft, mit der sich Leute, die Geld verdienen wollen, um ihre Außenwirkung, um ihre Kundschaft bemühen, stände uns in der Kirche Jesu Christi mindestens so gut zu Gesicht, wie den Händlern und Kaufleuten.“*

### Wie erleben Menschen unsere Gemeinden?

Verantwortliche Menschen in einer Kirchengemeinde haben zu fragen, was wohl die Kunden, sprich die Menschen, zu denen Jesus seine Jüngerinnen und Jünger geschickt hat, wünschen und brauchen. Wie können sie und noch viele andere Menschen zu begeisterten Evangeliums – Anhängern gemacht werden? Darum fragen wir nach der Wirkung unserer Gemeinden und Kreise. Wir wollen mit anderen zusammen christliches Leben praktizieren. Wir treffen uns nicht auf einer grünen Wiese. Wir treffen uns im Rahmen

einer Kirchengemeinde. Wie erleben Menschen unsere Gemeinde? Wie wirkt sich die Existenz unserer Kirche in unserem Ort aus? Trägt unsere Gemeinde dazu bei, dass das Evangelium begeisterte Anhänger bekommt? – Weiter gefragt: Welchen Eindruck nimmt jemand mit, der zum 1. Mal in unsre Gruppe kommt?

Es ist besser lange daran zu arbeiten, die richtige Frage zu stellen, als immer wieder bekannte Richtigkeiten zu hören. Richtige Fragen sind die, die uns wirklich unter den Nägeln brennen – wie bei dem Beispiel aus dem Geschäftsleben die Frage nach den begeisterten Kunden. Was muss geschehen, damit die Leidenschaft für das Evangelium zu einer brennenden Angelegenheit im Alltag unserer Gemeinden wird?

Im Neuen Testament wird die versammelte Gemeinde als der Leib Christi bezeichnet. Das gilt für den Hauskreis in Korinth genauso wie für die gottesdienstliche Versammlung einer größeren Anzahl von Christen. Das Bild vom Leib Christi läuft darauf hinaus: Christliches Leben findet in Gemeinschaft statt und diese Gemeinschaft ist konkret! Gott hat das so eingerichtet, dass an der Gemeinschaft seiner Leute ablesbar ist, wer er ist und was er mit der Welt vorhat. Der Leib Christi hat auch eine Körpersprache. Die Gemeinde ist mit ihrem Tun und Lassen die Körpersprache der Glauben weckenden Verkündigung. Ihre Ausstrahlung, ihre Art sich zu gebärden, entscheidet maßgeblich darüber mit, ob Menschen sich anstecken lassen von der Liebeserklärung Gottes. Im Körper drückt sich aus, was wir denken und empfinden. Was nimmt unsere



Umgebung wahr, wenn sie unsere Versammlung sieht? Welche Signale gehen von der Körpersprache des Leibes Christi an unserem Ort aus? Jede Gruppe von Menschen entwickelt ihre eigene Art und Weise sich zu verhalten. Jede Gruppe hat bestimmte Regeln des Umgangs. Die einzelnen Gruppenmitglieder haben eine je eigene Weise, gegen diese Regeln sich aufzulehnen oder sich anzupassen. Man spricht davon, dass Gruppen einen eigenen Code, eine nur den Mitgliedern bekannte Ausdrucksform entwickeln. Wenn ein anderer in der Gruppe einen Zugang sucht, z.B. es kommt eine neue Schülerin in eine bestehende Klasse oder ein

- **Im Neuen Testament wird die versammelte Gemeinde als der Leib Christi bezeichnet. Das gilt für den Hauskreis in Korinth genauso wie für die gottesdienstliche Versammlung einer größeren Anzahl von Christen.**

Erwachsener in eine Clique von Jugendlichen, gibt es pausenlos Missverständnisse. Das gilt auch für Kirchengemeinden und natürlich auch für Hauskreise. Meine Bitte an Sie – liebe Leserin/lieber Leser: ziehen Sie Bilanz! Ehrlich! Reden Sie die Situation Ihrer Gemeinde nicht schöner als sie ist. Was nehmen die Menschen um uns herum wahr? Was sehen sie? Was hören sie? Welches Gerücht/ Geruch geht von Ihnen aus? Ist es der Wohlgeruch Christi?

Wie ist das mit der Wahrnehmung? Was wissen Sie darüber, wie Menschen in Ihrem Ort über Ihre Gemeinde reden? Ist die Wahrnehmung der anderen Menschen deckungsgleich damit, wie Sie selbst Ihren Kreis sehen? Welchen Anteil haben wir selbst daran, wenn uns andere abschätzig als „die Frommen“ bezeichnen? Eine Wirkung haben wir auf jeden Fall. Genauso wenig wir uns der Ausdrucksweise unseres Körpers entziehen können, genauso wenig können wir uns einer Außenwirkung unserer Gruppe entziehen.

Als Leib Christi sind christliche Gruppen einbezogen in diese Eigenart Gottes, die auf das Konkrete und das Leibliche ausgerichtet ist. Wir sollen und können das Fleisch gewordene Wort Gottes Glauben weckend bezeugen. Die Menschen um uns herum begegnen dem Glauben nicht unverpackt. Sie

# Volles Haus – Kein Platz soll frei bleiben

Eine Meditation zu Lukas 14,16–24

begegnen dem Glauben immer in einer Person, die mit anderen zusammen dem Glauben eine Gestalt gibt. Da ist es gut, von den Kaufleuten zu lernen. Sie entwickeln Leidenschaft für ihre Kunden, damit ihr Geschäft läuft und sie mehr verdienen. Wer steht bei der Gemeinde an der Stelle, an der bei den Geschäftsleuten der Kunde steht? Kleine Gruppen können der Gemeinde als Ganzer helfen, eine Leidenschaft für Mühselige und Beladene, für Diskriminierte und Rechtlose, auch für die fernen Nächsten zu entwickeln.

## Anziehende Frömmigkeit und einladende Gottesdienste

Welcher Gestalt des Glaubens begegnen die Menschen bei uns? – Da gibt es rechthaberisch – ausgrenzende Frömmigkeit, die abstößt; eine kleinmütig – kriecherische Frömmigkeit, die abschreckt; eine lustlose Frömmigkeit, die Langeweile verbreitet; eine Frömmigkeit, die sich aus kranken Gottesbildern speist und deshalb Angst und Misstrauen fördert, statt Vertrauen in Gott zu erwecken. Es gibt auch eine anziehende Frömmigkeit, eine Gestalt des Glaubens, die Menschen ansteckt und ihre Sehnsucht nach Gott aufkeimen lässt. Gelebte Freude steckt an, hat eine ihr selbst oft verborgene evangelistische Sogwirkung.

Wir brauchen neue missionarische Phantasie, die sich in einladenden Sozialgestalten von Kirche ausdrückt; z.B. eine Phantasie, die in *Kirchencafés*, *Männerstammtischen* und *Mutter – Kind – Gruppen*, *Jugendkonzerten* und *offenen Gesprächsforen* nach evangelistischen Anknüpfungspunkten sucht.

Hier muss der Gottesdienst genannt werden. Die öffentliche Vollversammlung der Christen ist offenbar alles andere als einladend. Sonst hätte der Gottesdienst nicht einen so fortlaufenden Erfolg. Es macht mich traurig, wie wenig es uns Christen gelingt, miteinander das Evangelium in einer Sprach-, Musik- und Begegnungskultur zu feiern, die den kulturellen Erwartungen und Bedürfnissen unserer Zeitgenossen entspricht, statt sie zu frustrieren. In England sagte ein Bischof den Satz, der mich tief beeindruckt hat: „*Der kulturelle Graben ist nicht der Graben der Sünde!!*“ Wie sollen Menschen den Christus im Bruder und in der Schwester erfahren, wenn die Vielfalt der Gaben des Leibes Christi im Gottesdienst unterdrückt wird? In immer mehr Gemeinden bricht die Sehnsucht auf nach einer evangeliumsgemäßen Sozialgestalt des Leibes Christi, nach einem Fest der Gemeinde, das den Geist Gottes nicht dämpft, nach Gottesdiensten, in denen Laien ihre Erfahrungen mit Gott erzählen, in denen die Not und die Last des Lebens geteilt wird, in denen man für Kranke betet und Menschen, die sich nach Gott sehnen, segnend die Hände auflegt. Ein anderer Satz, der mir nahegeht: „*Die Zukunft gehört den Unzufriedenen – let's make things better!*“ (Werbung). Wir brauchen Übungsfelder für moderne, zeitgemäße Ausdrucksformen christlichen Lebens. In kleinen Gruppen können wir uns ermutigen, Freundschaften zu nicht kirchlichen Menschen zu knüpfen. Wir können Fragen stellen nach der Musik, der Zeit, der Sprache des Gottesdienstes. Welche Kenntnisse können wir voraussetzen? Wie bekommt der Gottesdienst

einen einladenden Stil? Kurzum: was braucht der nichtkirchliche Mensch, damit er sich angenommen weiß und sich wohl fühlt? Wo Menschen nicht zu Christus finden, weil wir an diesen Stellen Hürden aufgebaut haben, hat das nichts mit dem Ärger des Kreuzes zu tun.

In dem Buch „*Das Gottesgerücht*“ (Paul Michael Zulehner) wird eindrücklich dargestellt, dass die christliche Gemeinde nur dann wieder Beachtung in ihrer Umgebung findet, wenn sie ein Bild von dem hat, wozu sie da ist. Dieses Bild liegt nicht irgendwo fertig herum. Es wird jeweils neu entdeckt und gelebt von den Menschen, die da die berühmten Zwei oder Drei bilden, die im Namen Jesu zusammen sind. „*Die Vision von einer wirkungsvollen christlichen Gemeinschaft:* 1. sie lebt vom Geheimnis der Gegenwart Gottes; sie feiert ihn in ihrer Mitte. 2. Sie ist eine geschwisterliche Gemeinschaft; 3. Sie nimmt ihre politischen Aufgaben in der Umgebung wahr.“ (Zulehner)

Hermann Kotthaus



**Sie sind ja nicht zu übersehen:  
Die vielen Stühle, die während  
der Woche in unseren Gemein-  
dehäusern unbesetzt bleiben;  
die gähnend leeren Bankreihen  
am Sonntag zur Gottesdienst-  
zeit in den Kirchen.**

Dabei fehlt es ja nicht an Einladungen, damit Menschen auf diesen Stühlen und in diesen Bankreihen Platz nehmen, mitmachen, dabei sind – und dann und wann auch kräftig mitfeiern und mitschmausen. In jedem unserer Gemeindebriefe, auf unserer homepage und im Schaukasten heißt es immer wieder: „Jeder ist herzlich eingeladen!“ Aber es kommen oft nur so wenige. Und es bleiben so viele Stühle frei. Wie oft leiden wir darunter, dass vor allem am Sonntag die Bankreihen in unseren Kirchen nur spärlich besetzt sind?! Sind sie einfach zu groß? Müssen wir den Mut aufbringen, uns gesund zu schrumpfen? Sollen wir uns mit dem Gedanken trösten *Small is beautiful*? Oder gibt es für unsere Kirche auch noch andere Perspektiven? Perspektiven, die nicht bestimmt werden von dem eher deprimierend stimmenden Blick auf die zahlreichen leeren Stühle, sondern von der Aussicht auf ein volles Haus, eine bis auf den letzten Platz besetzte große, fröhliche Festtafel?

Jesus hat uns dazu eine Geschichte erzählt. Eine Geschichte, die zunächst von vielen leeren

Stühlen und am Ende einem vollen Haus handelt. Stellt euch vor – so erzählt er – da ist ein Mensch, der ein großes Fest feiert, zu dem er viele Gäste einlädt. Schon frühzeitig hat er seine Einladungen verschickt, um seinen Gästen das Fest wichtig zu machen. Er hat alle Vorbereitungen getroffen. Er hat keine Kosten und Mühen gescheut, das Fest zu einem unvergesslichen Erlebnis für alle seine Gäste werden zu lassen. Der große Festsaal ist üppig geschmückt; das Festmenü mit mehreren Gängen längst ausgesucht; die Kapelle, die zum Tanz aufspielen soll, bereits verpflichtet. Ja, selbst ausreichend Zimmer für die Übernachtung der auswärtigen Gäste sind reserviert. An alles ist gedacht: Die Tischkärtchen sind geschrieben, die Platzverteilung sorgfältig überlegt. Denn nicht jeder passt zu jedem – und die Gäste sollen sich schließlich gut und angeregt unterhalten können, und die gemeinsame Zeit genießen.

Dann rückt der große Festtag näher. Der Gastgeber schickt noch einmal einen persönlichen Gruß an alle seine Gäste mit dem Tenor: Ich freue mich schon sehr auf euer Kommen. Seid mir alle herzlich willkommen!

Doch dann geschieht etwas Sonderbares. Erst ist es nur ein einzelner Anruf: Es täte ihnen schrecklich leid, sie könnten nicht kommen. Es sei ihnen einfach etwas Unvorhergesehenes dazwischen gekommen. Der Gastgeber erwidert: „Schade, ich hätte euch wirklich gerne dabei gehabt. Aber dann müssen wir unser Fest wohl ohne euch feiern.“

Doch es bleibt nicht bei dieser einen Absage. Kurz vor Beginn des Festes trudeln E-mails, Telegramme,

■ *Von sich aus wäre diese seltsame Gästeschar wohl nie auf den Gedanken gekommen, miteinander ein solches Fest zu feiern – und dabei auch noch die Hoffnung zu haben, dass man sich untereinander versteht, dass man gemeinsam Spaß hat, viel miteinander singen, lachen und tanzen und es sich in alledem auch noch gut schmecken lassen kann.*

Faxe und Briefe ein – alle mit derselben Botschaft: Tut uns leid! Es ist uns unangenehm, aber wir können nicht kommen. Die Gründe für die Absagen sind unterschiedlich. Manche der geladenen Gäste scheinen durch unvorhergesehene Ereignisse von ihrer Teilnahme am Fest abgehalten worden zu sein. Andere schieben offenbar fadenscheinige Gründe für ihr Fernbleiben vor. Die Enttäuschung des Gastgebers wächst von Stunde zu Stunde. Ja, er kann seine Enttäuschung und seinen Unmut über die zahlreichen Absagen kaum unter-

drücken. Die erhoffte große Festgesellschaft schmilzt zusammen wie Schnee an der Sonne. Soll er das Fest nur mit dem harten Kern einer Handvoll treu gebliebener Freunde feiern? Oder wäre es vielleicht besser, das ganze Fest noch in letzter Minute abzublasen? Ein Fest nur mit spärlich besetzten Reihen – da kommt doch keine Stimmung auf?! Ein Festbankett, bei dem die vielen leckeren Sachen von den wenigen Gästen gar nicht aufgegessen werden können, kann man nicht wirklich genießen! Also: So traurig das ist – besser absagen!?

Doch die Geschichte nimmt einen anderen, einen unerwarteten Fortgang. Der Gastgeber kommt nicht im entferntesten auf den Gedanken, sein Fest abzusagen. Ja, er nimmt nicht einmal Abstand von seinem Vorhaben, mit einer riesengroßen Gästeschar an voll besetzter Festtafel sein Fest zu feiern. Kurzerhand wird umdisponiert: Die vorher so sorgsam zusammengestellte Gästeliste wird beiseite gelegt. Die sorgfältig verteilten Tischkärtchen werden wieder eingesammelt. Der Gastgeber lässt seine engsten Freunde ausschwärmen mit dem Ziel, gerade die einzuladen, die man normalerweise am wenigsten an einer so festlich geschmückten Tafel erwarten würde: unter ihnen eine Gruppe spastisch gelähmter Behinderter in ihren Rollstühlen, die gerade einen Ausflug in die Stadt unternommen hatten. Dazu einige schon nicht mehr ganz nüchterne Berber, die sich zu dieser Zeit immer auf den Parkbänken am Rathausplatz herumtreiben. Ja selbst die Männer von der städtischen Müllabfuhr gehören dazu. Sie sind an diesem langen Samstag nach Geschäftsschluss noch dabei, die



Straßen zu säubern und die überquellenden Papierkörbe zu leeren. Sie alle werden eingeladen und sind nicht wenig überrascht über die ihnen zuteil werdende Ehre, bei diesem opulenten Fest dabei zu sein. Aber sie nehmen ganz spontan die Einladung an und kommen mit. Der Festsaal füllt sich. Aber immer noch bleiben etliche Plätze frei. Einige werden schon etwas unruhig im Saal. Wann geht es endlich los? Warum verzögert sich der Beginn des Festes?

Aber der Gastgeber lässt sich nicht beirren. Ein weiteres Mal werden die Freunde hinausgeschickt: Ins Asylantenheim am Stadtrand und an den Autobahnrastplatz, wo Dutzende von Brumis über das Wochenende stehen und sich die Lkw-Fahrer die Zeit mit Fernsehen und Kartenspielen vertreiben. Und tatsächlich kommen auch sie: die Asylanten aus dem Kosovo und die aus Schwarzafrika und die ver-schwitzten Brumifahrer.

Zugegeben: Es ist eine sehr bunt zusammengewürfelte Gästeschar, die schließlich an der großen Festtafel Platz genommen hat. Nur wenige darunter in wirklich festlicher Kleidung. Von sich aus wäre diese seltsame Gästeschar wohl nie auf den Gedanken gekommen, miteinander ein solches Fest zu feiern – und dabei auch noch die Hoffnung zu haben, dass man sich untereinander versteht, dass man gemeinsam Spaß hat, viel miteinander singen, lachen und tanzen und es sich in alledem auch noch gut schmecken lassen kann. Es muss wohl an dem Gastgeber und seinem nicht klein zu kriegenden Traum liegen, dass dieses Fest am Ende von allen Beteiligten als das schönste Fest gerühmt werden wird, das sie jemals gefeiert haben. Nur die Gäste, die als Ersteingeladene dem Fest fern blieben, waren hinterher beschämt und betreten, als sie hörten, was ihnen da entgangen war.

# Persönliche Statements

„Warum ich von der Kirche enttäuscht bin und sie verlassen habe“

Soweit die Geschichte, die uns Jesus erzählt. Welche Perspektive vermittelt sie uns, die wir oft unter den leer gebliebenen Stühlen und spärlich besetzten Bankreihen in unseren Gemeinden leiden? Zunächst ist es tröstlich, dass es dem lebendigen Gott als Gastgeber in der von Jesus erzählten Geschichte ebenso ergeht. Auch seine Einladung wird oft ausgeschlagen, und so bleiben die Stühle an seiner Festtafel zunächst leer. Unser Leiden an den vielen leeren Stühlen ist auch Gottes Leiden. Aber er findet sich nicht damit ab. Er begnügt sich nicht mit der kleinen Schar der Kirchentreuen. Er heiligt auch nicht die kleine Zahl und entschuldigt nicht die immer noch leeren Plätze. Er hat offenbar die eine große Leidenschaft, dass seine Einladung am Ende alle erreicht und das Fest bei vollem Hause beginnen kann.

Dieses Fest, von dem Jesus damals erzählt hat, ist bis heute Zukunftsmusik. Es wird einmal gefeiert am Ende der Zeiten, wenn Gottes Reich sich endgültig gegen alle Widerstände durchgesetzt hat. Es ist das große Fest der Versöhnung, zu dem wir allerdings schon heute eingeladen sind. Jene Versöhnung, in die wir schon jetzt hineingenommen sind, weil Jesus sie durch sein Leiden und Sterben für uns alle bewirkt hat. Es ist zugleich eine große Siegesfeier, zu der wir eingeladen sind. Denn wir dürfen mit diesem Fest den endgültigen Sieg Jesu über Tod und Teufel miteinander feiern.

Doch noch ist es nicht soweit. Noch ist die Kirche bis heute dafür da, so vielen Menschen wie möglich die Einladung Gottes zu seinem großen Fest in seiner Herrlichkeit

■ *Wir brauchen schon eine Menge Geduld und einen langen Atem, den schließlich kein geringerer als Gott selbst als Gastgeber seines Festes bewiesen hat.*

zu überbringen. Und wenn dabei zunächst nur diejenigen kommen, die auch bisher schon treu der Kirche verbunden sind, dann haben wir es neu zu lernen, aufzubrechen, uns auf den Weg zu machen zu den Menschen, die wir bisher noch nicht auf unserer Gästeliste hatten. Es werden auch dann nicht die Massen zu uns in die Kirche strömen. Wir brauchen schon eine Menge Geduld und einen langen Atem, den schließlich kein geringerer als Gott selbst als Gastgeber seines Festes bewiesen hat. Und wenn es schließlich immer wieder nur einzelne sind, die bei dem großen Fest am Ende der Zeiten dabei sein wollen, so lohnt doch jeder einzelne unsere Mühe und trägt mit dazu bei, dass am Ende Gott ein volles Haus hat und kein Stuhl an seiner Festtafel mehr unbesetzt bleibt. ■  
*Klaus Jürgen Diehl*



Ich habe seit meiner Kindheit sehr intensiv an Gott geglaubt, jedoch ab meinem 18. Lebensjahr habe ich den Glauben an Gott verloren, weil ich merkte die Kirche will dir sowieso nur das Geld aus der Tasche ziehen.

Jedoch habe ich durch die Meditation den Glauben wieder gefunden, unabhängig von der Kirche. Ich bin heute immer noch sehr enttäuscht von der Kirche. Ich habe gerade ein Schreiben vor mir liegen, wo die Kirche knapp 1000 € von mir möchte, obwohl ich seit Jahren nicht mehr in der Kirche bin.

*Susanne, 43 Jahre*



Ursprünglich wurde ich getauft. Dann blieb ich einfach drin, so über die Jahre. Mit Gott hatte ich mich schon lange befasst und hielt die Kirche für eine wichtige gesellschaftliche Gegenstimme gegen den

respektlosen und hemmungslosen Kapitalismus und seine Profitgier unserer Tage. Eine Gegenstimme mit dem Ideal des Gottesglaubens und den Werten des Sozialen und der Nächstenliebe. Das ließ mich über die Jahre bei dieser Kirche bleiben.

Was ist denn die Kirche bitteschön sonst, als ein von gewöhnlichen Menschen zusammengesetzter Verein, der sich den Gottesglauben auf die Fahnen geschrieben hat? Aber die mögliche Gotteserfahrung trägt jeder Mensch in sich und ist eine ur-eigene, äußerst individuelle Erfahrung eines jeden einzelnen Menschen, die bei jedem anders verläuft. Jedoch die Überlagerung der Menschen mit Regeln, Drohungen und Verboten durch die Kirchen im Zeichen Gottes lässt genau einer solchen Erfahrung keinen Raum. Sie macht den Menschen zum Befehlsempfänger und lässt ihn sich irgendwann nur noch damit beschäftigen „brav“ zu sein und Lob zu sammeln. Sei es auch auf Kosten anderer. Und nebenbei verdient die Kirche gut damit.

Gott sei Dank, ist die Kirche heute nicht mehr die einzige Chance auf Leben, sondern nur eine von vielen Vereinen. Gott finden kannst Du nur selbst, wenn Du in Dich horchst. Und dieser Verein, mit diesen Leuten und dieser Sicht auf die Gesellschaft, ist nicht meine Sache und nicht meine Vision.

*Günter, 35 Jahre*



*Sie haben drei Jahre lang katholische Theologie in Münster studiert. Warum sind Sie aus der Kirche ausgetreten?*

Ich hatte immer wieder Konflikte mit Professoren und Kommilitonen, die Kritik an der Institution Kirche nicht akzeptieren wollten. Ein Mensch, der religiös sein möchte, braucht keine Kirche.

*Was stört Sie denn so an der Institution Kirche?* Dass es den handelnden Personen nur um Ämter geht und lediglich zehn Prozent der Kirchensteuern in soziale Dienste oder Einrichtungen wie Kindergärten fließen. Der Rest verschwindet in den Taschen der Kirche, geht für Verwaltungskosten drauf. Zu allem Überfluss lassen sich die Würdenträger auch noch vom Staat bezahlen. *Finden Sie, dass Atheisten und Konfessionslose benachteiligt werden?*

Ja. Die Kirche hat immer noch den Auftrag zu missionieren und hindert viele Menschen daran, sich frei zu entfalten. Selbst unter den Politikern sind viele, die ihre religiöse Anschauung nach außen tragen.

*Aus einem Interview mit Christian Lammers (31), dem rheinland-pfälzischen Regionalbeauftragten des Internationalen Bundes der Konfessionslosen und Atheisten*

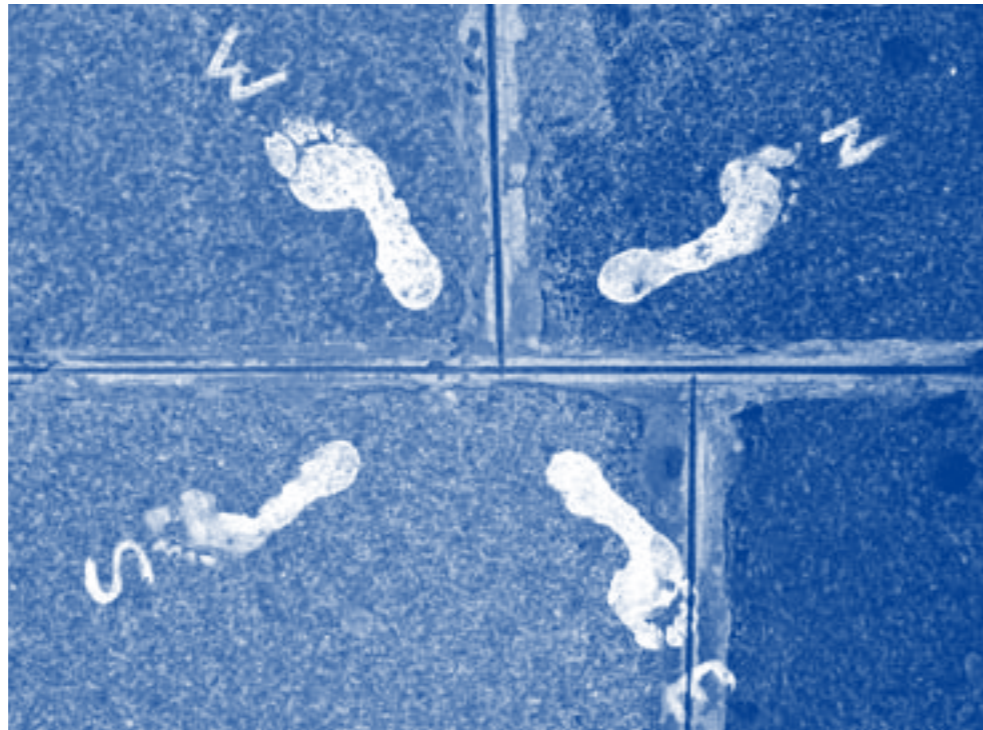


Ich denke, dass es unheimlich wichtig ist für Kinder, das es eine Kirche gibt. Wenn ich meine Kinder erziehen würde, würde ich immer versuchen, ihnen

auch von der Bibel zu erzählen, weil ich denke, dass das eben moralische Grundsätze sind und dass es auch Weltbilder sind, die für ein kindliches Gemüt gut sind. Ich hatte auch einmal eine Zeit lang stark an Gott geglaubt und das hat mir unheimlich geholfen, und als mein Kopf dann angefangen hat, immer weiter nachzudenken und eigene wissenschaftlicher Bilder zu entwickeln begann, war der Gottesglaube plötzlich sinnlos...  
*Oliver, 23 Jahre*

# Mitgliederorientierung als Leitbegriff kirchlichen Handelns

Einfühlsame Zuwendung statt bequeme Anpassung



Als 1999 der Reformprozess in unserer westfälischen Kirche mit der Reformvorlage „Kirche mit Zukunft“ eröffnet wurde, fand die darin der Kirche empfohlene „Mitgliederorientierung“ ein überaus zwiespältiges Echo. Während die einen diesen Begriff als längst überfälligen Ausdruck für das Ernstnehmen der Wünsche und Erwartungen von Kirchenmitgliedern ausdrücklich begrüßten, lehnten andere ihn umso vehementer als Ausdruck einer Anbiederung an vordergründige „Kundenwünsche“ ab, mit der die Kirche ihren unaufgebaren Auftrag zur Disposition stelle. Inzwischen ist die hitzige Diskussion über diesen strittigen Begriff einer sachlich geführten Debatte gewichen, die eine differenzierte Würdigung des Begriffs „Mitgliederorientierung“ für unser

kirchliches Handeln ermöglicht. Die folgende Thesenreihe ist der Versuch, sich einen aus dem betriebswirtschaftlichen Denken entstammenden Begriff theologisch anzueignen.

■ 1. Die positive Aufnahme des Begriffs „Mitgliederorientierung“ ist innerkirchlich von vornherein gegen ein doppeltes Missverständnis abzusichern: Weder darf die Kirche nur die im Blick haben und ausschließlich für die da sein, die durch Taufe und Konfirmation ihre Mitglieder geworden sind. Noch darf sie der Versuchung erliegen, sich in ihren Lebensäußerungen ausschließlich auf die an sie gerichteten Wünsche und Erwartungen der Menschen einzulassen und davon in ihrer Arbeit bestimmen zu lassen.

■ 2. Der ihr von ihrem Herrn Jesus Christus gegebene Auftrag (Matth. 28,16–20; Joh. 20,21–23) weist die Kirche unterschiedslos und ohne Einschränkung an alle Menschen als Adressaten der göttlichen Liebe (Joh. 3,16). Insofern hat die Kirche ständig ihre eigenen Grenzen zu überschreiten, um auch denen in Wort und Tat die Liebe Gottes zu bezeugen, die – aus welchen Gründen auch immer – bisher keine Mitglieder der Kirche sind oder sie irgendwann bewusst verlassen haben.

■ 3. Von dem bleibenden Auftrag, als Kirche an alle Menschen gewiesen zu sein, weil Gott will, dass allen Menschen geholfen werde (1. Tim. 2,4), ist andererseits durchaus ihre Fürsorge für ihre Mitglieder als Glieder am Leib Christi (1. Kor. 12,12.27) zu unterscheiden. Ist es einerseits der missionarische Auftrag der Kirche, die einen überhaupt erst für den Glauben an Christus und die Zugehörigkeit zur Kirche als Gemeinschaft der Heiligen zu gewinnen, so ist es andererseits ihr wesentliches, nach innen gerichtetes Anliegen, ihre Mitglieder gemäß ihren Gaben und Möglichkeiten zum Aufbau einer lebendigen Kirche (Eph. 4,11ff) zu ermutigen und zu befähigen. Mitgliederorientierung bedeutet so auch Gabenorientierung.

■ 4. In ihrer Zuwendung zu den Menschen orientiert sich die Kirche an der grenzen- und bedingungslosen Menschenfreundlichkeit Gottes, der den Himmel verließ, um uns Menschen in Christus ganz nahe zu sein – so nahe, wie wir im Abendmahl persönlich und konkret Brot und Wein schmecken können. Mitgliederorientierung kann in

diesem Sinne ihren entscheidenden Anstoß nur von der Liebe Gottes und seiner Sehnsucht nach uns Menschen empfangen. Sie ist damit zugleich auch ein Ausdruck der Selbstentäußerung der Kirche (Phil 2,5ff) und des Verzichts einer genügsamen Selbstbeschränkung.

■ 5. In diesem Sinne als Kirche nahe bei den Menschen zu sein bedeutet, dass sich die Kirche auf die Tagesordnung der Welt einlässt, den Fragen, Sorgen und Freuden der Menschen nachspürt, einfühlsam hinhört, den Enttäuschungen und Erwartungen der Menschen Raum gibt (1. Kor. 9,19ff) – und erst dann versucht, vom Evangelium her Antwort zu geben, Orientierung anzubieten, einladend zu sein und eine Kultur der Gastfreundschaft zu entwickeln. Dies schließt ein, dass die Kirche die Nähe zu den Menschen dort sucht, wo sie sich je in ihrer Lebensgeschichte aufhalten. Auch aus diesem Grunde bedürfen die parochialen Angebote der Kirche der Ergänzung durch die funktionalen Dienste bzw. alternative Gemeindeformen, mit denen die Kirche oft näher an der Lebenswirklichkeit der Menschen ist.

■ 6. Ihre Verwurzelung im Wort Gottes und seinem Auftrag hilft der Kirche, in ihrer Zuwendung zum Menschen Mitgliederorientierung weder als bequeme Anpassung oder gar Anbiederung an vordergründige Kundenwünsche (Gal. 1,10) noch als feiges Verschweigen, unbequemer biblischer Wahrheiten zu praktizieren. Mitgliederorientierung als Leitbegriff kirchlichen Handelns kann daher nie als Vorwand dafür herhalten, dem Menschen die Erkenntnis seiner Sünde und damit

seiner Erlösungsbedürftigkeit zu ersparen. Auch darf der Leitbegriff der Mitgliederorientierung nicht die Tatsache verdunkeln, dass die Kirche einen prophetischen Auftrag hat. Sie muss sich die Freiheit bewahren, im Namen des Evangeliums kritisch und mahnend in unsere Zeit hinein zu sprechen und sich den „Zeitgeistern“ entgegenzustellen.

Klaus J. Diehl

■ P.S.:

Wir verweisen in diesem Zusammenhang auch auf die im Rahmen des Reformprozesses von der Landsynode verabschiedete Handreichung „Mitgliederorientierung als Leitbegriff kirchlichen Handelns“ hin, die Interessierte beim Landeskirchenamt bestellen oder im Internet unter [www.ekvw.de](http://www.ekvw.de) herunterladen können.



# Jede Menge Vorzüge und Stärken

Warum auch Ortsgemeinden anziehend für Menschen sind



Der aufmerksame Leser wird feststellen, dass der folgende Artikel in einer gewissen Spannung zu den Ausführungen von Julia Holtz (Seite 8) und Michael Herbst (Seite 29) steht. Während die eine stärker die Milieuverengung einer traditionellen Pfararchie in den Blick nimmt und der andere die besonderen Chancen alternativen Gemeinde-

formen herausstellt, erinnern die folgenden Ausführungen an die unbestreitbaren Vorzüge und Stärken der Ortsgemeinden. Ohne in falschen Alternativen zu denken, wird es darauf ankommen, Recht und Chancen unterschiedlicher Gemeindeformen gegeneinander abzuwägen.

Ich sehe durchaus in unserer Zeit den Sinn von neuen Gemeindeformen. Dennoch: Wenn ich Gemeinde träume, dann träume ich sie als Ortsgemeinde. Ich träume sie nicht als Gemeinde, in der nur Jugendliche oder nur Alte sind, ich träume sie nicht als Gemeinde der Charismatiker oder Evangelikalen oder Eine-Welt- und Umwelt-Bewegten. Ich träume sie als Gemeinschaft von Menschen an einem Ort, die in ihrer Unterschiedlichkeit Gott loben, von seinem Trost leben, einander auch noch im Streit lieben und sich als Schwestern und Brüder zueinander gewiesen wissen.

Als Paulus seinen ersten Brief an die Gemeinde in Korinth schrieb, da diskutierten die Korinther möglicherweise auch über neue Gemeindeformen. Eine Paulus-

Gemeinde, eine Apollos-Gemeinde, eine Petrus-Gemeinde und – für die ganz Frommen – eine Christus-Kirchengemeinde wären möglich gewesen (1. Kor 1,12). Paulus plädiert für die Einheit, weil Christus nicht zerteilt ist. (1. Kor 1,13).

Paulus hat sich nicht durchsetzen können. Ernst Käsemann stellte fest, dass das Neue Testament nicht die Einheit der Kirche, sondern die Vielfalt der Konfessionen begründet. Es menscelte von Anfang an in den Gemeinden. Aber von Christus her bleibt der Auftrag, die Einheit zu suchen.

Was macht eine Ortsgemeinde anziehend für Menschen? Worin liegt ihre missionarische Stärke und Möglichkeit – und damit auch ihr bleibendes Recht? Ich möchte auf diese Fragen in der gebotenen Kürze in zwei Abschnitten eingehen. Zuerst soll es um die grundsätzliche Stärken der Ortsgemeinde gehen, danach um die daraus resultierenden Möglichkeiten.

## 1. Grundsätzliche Stärken der Ortsgemeinde

Grundsätzliche Stärken der Ortsgemeinde meint die Stärken, die den gewachsenen Pfarochien strukturell innewohnen. Das bedeutet, dass jede Ortsgemeinde diese Stärken prinzipiell hat. Allerdings bedeutet das noch nicht, dass diese Stärke auch überall genutzt werden. Manchmal ist es nötig, sich seiner Stärken wieder bewusst zu werden.

■ 1.1 Kontinuität – sie ist einfach da  
Als erstes möchte ich die Kontinuität nennen. Kontinuität bezeichnet die Stetigkeit, den ununterbrochenen Ablauf. Wenn sich die Ortsgemeinde vielleicht auch einmal durch

Teilung bei wachsenden Orten und durch Fusionen bei mangelnden Finanzen in der Größe verändert hat, sie war schon lange da, bevor die jetzt in ihr lebenden Menschen da waren, und sie wird noch da sein, nachdem die jetzigen Gemeindeglieder weggezogen oder gestorben sind. Die Ortsgemeinde macht nicht den Eindruck eines zeitgeistangepassten Vereins zur Freizeitgestaltung, sondern sie steht für Beständigkeit in einer Zeit, in der alles im Fluss ist und vieles ins Schwimmen gerät. In manchen ländlichen Orten ist die Ortsgemeinde sogar das letzte, was noch beständig vor Ort geblieben ist. Dieses drückt sich zum Teil in alten Kirchengebäuden aus, die Ortsgeschichte atmen und sichtbarer Ausdruck für Gemeinde vor Ort sind. Sie sind Symbole dafür, dass die Menschen, die an diesem Ort leben, Leid und Freude schon seit Entstehung des Ortes erleben, und genauso Trost und Dank im Glauben finden, sie sind Symbole dafür, dass das Evangelium noch in der Welt ist.

Selbst wenn es in manchen Dörfern keine selbstständige Gemeinde mehr gibt, zeigt sich auch in dem Gemeindebezirk die Ortsgemeinde vor Ort bei den Menschen präsent. Und so verwundert es nicht, dass mancherorts der durch die Umstrukturierung der Kirche drohende Rückzug aus der Fläche Menschen mobilisiert und Phantasie und Kraft hervorbringt, um sie doch vor Ort zu halten. Initiativen werden nicht nur gestartet, um Kirchengebäude zu erhalten, sondern genauso auch, um die Lebendigkeit der Gemeinde zu stärken, Gottesdienste zu feiern, Glaubenskurse durchzuführen.

## ■ 1.2. Vertrauenswürdigkeit – hinter der Ortsgemeinde steht die Tradition und das Bekenntnis der Evangelischen Kirche

Die zweite der Ortsgemeinde grundsätzlich innewohnende Stärke ist ihre Vertrauenswürdigkeit. Hinter ihr steht die Tradition der Evangelischen Kirche. In Umfragen stehen in puncto Vertrauenswürdigkeit Pfarrerinnen und Pfarrer und die Kirche gut da. Dieses wird in der Breite vor allem in der Ortsgemeinde erlebt. Wird in der Ortsgemeinde etwas angeboten oder neu ausprobiert, dann steht es nicht so leicht unter Sekten-Verdacht, sondern auch dem Neuen wird ein großes Maß an Vertrauen entgegengebracht. Der Ortsgemeinde wird auf Grund der hinter ihr stehenden Tradition zugetraut und vertraut, dass sie nicht ihr Fähnlein nach jedem Wind dreht, sondern auch weiterhin „Kurs“ halten wird.

## ■ 1.3. Verbundenheit – mit den Menschen am Ort

Kontinuität und Vertrauenswürdigkeit sind sicherlich die Grundlagen dafür, dass es nach wie vor eine hohe Verbundenheit der Menschen am Ort mit der Ortsgemeinde gibt. Die Verbundenheit zeigt sich nicht unbedingt – vielleicht muss man ehrlicher Weise sogar sagen: überwiegend nicht – im Teilnahmeverhalten der Menschen, aber doch in einer emotionalen Nähe. Die Kirche gehört zu dem Ort dazu, und damit gehören auch die Menschen – überwiegend – zur Kirche. Viele Menschen sehen die Kirche wie eine Versicherung: *Gut, dass es sie gibt, wir zahlen auch bewusst unsere Beiträge (wenn auch manchmal zähneknirschend), und wir sind froh, wenn wir sie nicht*

# Gemeinde muss passen

## Plädoyer für neue Ausdrucksformen von Gemeinde

in Anspruch nehmen müssen. Ich sehe diese Verbundenheit bewusst auch als Stärke der Ortsgemeinde, wenn die Ortsgemeinde sich nicht selbst als Versicherung versteht und genügt, indem es ihr reicht, dass die Menschen am Ort nicht aus der Kirche austreten. Vielmehr besteht in dieser Verbundenheit auch in der Distanz eine missionarische Chance.

### ■ 1.3. Offenheit – für alle da, auf alle gewiesen

Als letzte grundsätzliche Stärke der Ortsgemeinde möchte ich die Offenheit nennen. Weil die Ortsgemeinde für die Menschen am Ort da ist, und nicht nur für ein bestimmtes Milieu oder eine bestimmte Zielgruppe, muss sie offen und vielfältig sein. Weil der Bezugspunkt der Ort ist, hat sie auch immer einen missionarischen Auftrag für die Menschen am Ort, den sie an niemand anderen abgeben kann. Eventuell vorhandene Zielgruppen oder Profildgemeinden richten sich ja immer auf ein Segment und können so für ein bestimmtes Segment diesen Auftrag stellvertretend für die Ortsgemeinde wahrnehmen. Nur die Ortsgemeinde weiß sich an alle gewiesen. Manchmal wird dieses eher bedauert mit dem Argument, Profildgemeinden würden die Sahne abschöpfen und für die Ortsgemeinde bleibe der Rest. Ich möchte das auch als Chance sehen: Auch der zahlenmäßig immer noch starke „Rest“ muss nicht ohne Evangelium bleiben, weil zumindest die Ortsgemeinde immer noch in der Sendung Jesu zu den Armen und zu denen, die von anderen Gemeindeformen nicht erreicht werden, unterwegs ist.

## 2. Mögliche Stärken

Nach diesen vier grundsätzlichen Stärken der Ortsgemeinde möchte ich noch auf zwei daraus resultierende mögliche Stärken kommen.

### ■ 2.1. Profilbildung

Eine Ortsgemeinde hat die Möglichkeit, ein klares Profil zu bilden und dabei die Stärken des Profils zu nutzen, ohne unter den Schwächen zu leiden. Profil meint die markanten Charakterzüge, die Erkennbarkeit einer Gemeinde. In einer profilierten Gemeinde ist erkennbar, was sie will und was sie tut – und auch, was sie nicht tut. Profil ist immer anziehend für Menschen, die sich mit den Zielen identifizieren, genauso aber auch abstoßend für die, die anderes wollen.

In einer Ortsgemeinde bleibt der anziehende Aspekt des Profils erhalten, wenn sie sich traut, ein klares Profil zu zeigen. Sie braucht aber nur wenig Angst vor den abstoßenden Effekten zu haben, da die Verbundenheit der Menschen und die Beständigkeit ihrer Tradition auch noch sehr tragfähig ist bei den Menschen, die sich dem konkreten Profil gegenüber distanziert verhalten. Zur Ortsgemeinde kann man auch in Distanz gehören – und ist immer noch ansprechbar. Ortsgemeinden, die ein klares Profil zeigen, können fast nur dabei gewinnen.

### ■ 2.2. Großer Fundus an Menschen

Ortsgemeinden haben durch ihre Gewiesenheit an den Ort einen großen Fundus an Menschen. Neben dem ganzen Ort, für den die Ortsgemeinde als Kirche zuständig ist, sind insbesondere ihre Gemeindeglieder, die immer noch einen nicht zu geringen Prozentsatz der

Bevölkerung ausmachen, missionarisch ansprechbar. Wie vielen Menschen begegnet die Ortsgemeinde bei den Kasualien wie Beerdigungen, Konfirmationen, Trauungen oder auch bei Taufen. Wie viele Menschen werden auch durch die „neuen“ Kasualien wie Schulanfänger-Gottesdienste angesprochen. Gerade durch ihre breite Zuständigkeit und Offenheit und der gleichzeitigen Vertrauenswürdigkeit hat die Ortsgemeinde hier Möglichkeiten, die für andere Gemeindeformen nicht in dem Maß gegeben sind.

Auf der anderen Seite ruht in dem großen Fundus an Menschen, der zur Ortsgemeinde gehört, auch ein Schatz an Gaben, der erst noch gehoben werden will. Es lohnt sich, gerade auch auf den Bereich der Mitarbeiter-Gewinnung und -förderung Gewicht zu legen. Besonders die Ortsgemeinde darf von ihrer Struktur her keine Hauptamtlichen-Gemeinde sein.

Wenn ich Gemeinde träume, dann träume ich sie als Ortsgemeinde. ■

Kuno Klinkenborg



■ Die englischen Erfahrungen machen Mut, dass Neupflanzungen wirklich wachsen, und zwar nicht nur durch Transfer von eifrigen Christen aus anderen Gemeinden, sondern durch Zugewinne aus bisher kirchlich passiven Kreisen oder gar unkirchlichen Kontexten.

Will die Kirche mehr Menschen mit der ihr anvertrauten Botschaft erreichen, kann sie sich nicht länger auf ihre traditionelle Parochialstruktur beschränken und diese allenfalls noch durch funktionale Dienste auf Kirchenkreis- und Landeskirchen-Ebene ergänzen. Wir brauchen neue Formen gemeindlichen Lebens, um beweglicher auf die unterschiedlichen Lebenssituationen und -milieus von Menschen einzugehen und ihnen die Möglichkeit zu geben, den christlichen Glauben für sich zu entdecken und Gemeinschaft zu erfahren. Während die Anglikanische Kirche in England an dieser Stelle schon seit fast 20 Jahren neben den klassischen Parochien zahlreiche „fresh expressions of church“ mit z.T. erheblicher missionarischer Ausstrahlungskraft entwickelt hat, tun wir uns in Deutschland immer noch schwer, auf struktureller Ebene neue Gemeindeformen zuzulassen. Immerhin hat der „Hammer

Reformtag“ im September 2007 die Empfehlung ausgesprochen: „Auch wenn die Zugehörigkeit zur Gemeinde am Wohnort (Parochie) weiterhin den Normalfall darstellen wird, sollte die EKvW Kirchenmitgliedern ebenso in anderen Gemeindeformen Beheimatung ermöglichen und dafür die rechtlichen Rahmenbedingungen bis hin zur personellen und finanziellen Förderung schaffen bzw. sicherstellen“.

In dem folgenden Beitrag begründet Prof. Dr. Michael Herbst, der Direktor des Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung in Greifswald, warum wir auch in Deutschland neue Ausdrucksformen von Kirche brauchen. Er nimmt dabei Bezug auf die von der Anglikanischen Kirche in England erarbeitete Studie „Mission-Shaped Church. Fresh Expressions of Church“ und stellt ihre Relevanz für das kirchliche Leben bei uns heraus.

Zunächst ist sicher diese Tatsache festzuhalten: Parochien sind seit 1200 Jahren eine stabile und äußerst flexible Gestalt von Kirche. Sie überdauern die Zeiten, die Krisen und Kriege. Es gibt sie im Dorf wie in der Großstadt, im Osten wie im Westen, in Arbeitersiedlungen wie in vornehmen Vorstädten. Niemand verachte die Präsenz von Kirche im Nahbereich: Menschen dienen im Auftrag Christi, wo sie leben, das ist die Stärke der Parochie. In intakten Volkskirchen sind Parochien ein nahezu optimaler Kleinverteilungsapparat von mehrheitlich akzeptierter Religion.

Dann aber kommen auch die Probleme. Ich kann in der Kürze der Zeit nur fünf Probleme antippen; ich kontrastiere sie sofort mit den Chancen der *fresh expressions* und hier besonders mit solchen Ausdrucksformen, die auch strukturelle Selbständigkeiten einschließen.

■ **Erstens:** Die durchschnittliche Parochie hat es in der Regel nicht geschafft, trotz besseren Wissens die Kirche von einer Pfarrerskirche weg und hin zu einer Gemeindekirche zu verändern. Die Gleichung: „Kirche = Gebäude + Pfarramt + Dienstleistung“ ist fest im Bewusstsein der Angehörigen von Parochien

■ **Ob man sich Illusionen macht über die anderen, die sich selten oder nie versammeln, ist erst einmal keine dringliche Frage.**

verwurzelt. Dies gilt in einem systemischen Sinn übrigens sowohl für die Anbieter wie die Empfänger der kirchlichen Dienstleistung. Parochien sind oft so etwas wie die religiösen Postämter, Feuerwehren oder Stadtwerke einer Kommune.

Dem gegenüber sind Neupflanzungen von Gemeinden in der Regel teamorientiert. Ob es Hauptamtliche gibt oder nicht, ist nicht die erste Frage. Der neue Aufbruch lebt aber in der Regel von einer Gruppe engagierter Menschen, die sich in das neue Projekt von Kirche persönlich investieren und ein Selbstbewusstsein für Ihre Rolle entwickeln. Diese Neuaufbrüche haben fast das Privileg der „Nullpunktsituation“. Der Ballast von Tradition und Pflichten, Gebäuden und Sitten ist erheblich kleiner. Man kann noch einmal „frisch“ anfangen. Und man hat dabei den Charakter der prinzipiell egalitären „Gesellschaft von Freunden“ Jesu.

■ **Zweitens:** Die durchschnittliche Parochie lebt dementsprechend meistens im Gedankengebäude der Verwaltung von Vorhandenem. Die Gemeinde „ist“. Die Menschen „gehören“ zu ihr, egal wie sie sich dazu stellen. Es geht weniger darum, Menschen zu „gewinnen“, weil man sie ja schon „hat“. Man ist auch derer habhaft, die selten oder nie kommen. Solange die Mehrheit dieser Form der Mitgliedschaft nicht aufkündigt, „hat“ man eben 3000 Seelen, auch wenn sich nur 40 Leiber sonntäglich versammeln. Ob man sich Illusionen macht über die anderen, die sich selten oder nie versammeln, ist erst einmal keine dringliche Frage. Paul Zulehner spricht hier von einer Missionsatrophie der Kirche

im christlichen Europa. *Sie hat missionarisches Tun im eigenen Haus schlicht verlernt, weil es so lange Zeit nicht nötig war. Es ist, wie jemand, der längere Zeit bettlägerig war und sich nicht bewegt hat, nach dem Aufstehen zunächst auch nicht mehr gehen kann, sondern gehen lernen muss. Die Kirche in Europa muss neu lernen, missionarisch zu sein.*

Dem gegenüber sind Neupflanzungen wie *fresh expressions* in der Regel auf das „Gewinnen“ von Menschen ausgerichtet. Die neuen Gemeinden „haben“ ja erst einmal niemanden. Sie müssen Menschen erst erreichen, in Kontakt kommen, mit ihnen kommunizieren und sie dann auch gewinnen und integrieren. Es ist eben der Charakter der prinzipiell nach außen offenen „Gesellschaft von Freunden“ Jesu. Die englischen Erfahrungen machen Mut, dass Neupflanzungen wirklich wachsen, und zwar nicht nur durch Transfer von eifrigen Christen aus anderen Gemeinden, sondern durch Zugewinne aus bisher kirchlich passiven Kreisen oder gar unkirchlichen Kontexten.

■ **Drittens:** Die durchschnittliche Parochie täuscht sich in ihrem Selbstbild, sie sei die umfassende Darstellung des Leibes Christi, zu der höchst unterschiedliche Menschen gehören. Tatsächlich neigen schon viele Wohngebiete, in denen Menschen parochial zusammengefasst werden, eher zur Segregation als zur Integration. Außerdem zeigen empirische Studien die soziale Selektion der Gemeindekerne an: Es sind im Wesentlichen ältere, eher weibliche Gemeindeglieder, die sich dort einfinden. Es ist eher Niveaumilieu und Harmo-

niemilieu, die wir hier antreffen, weit weniger das Integrationsmilieu und kaum das Selbstverwirklichungs- und Unterhaltungsmilieu.

*Fresh expressions* in Neupflanzungen oder umgebauten Ortsgemeinden unterscheiden sich darin nicht von den Parochien, aber sie erreichen *andere* Segmente, die durchschnittliche Parochien oft nicht erreichen, auch wenn diese vorgeben, „für alle offen“ zu sein. Und sie wissen in der Regel um ihre Fokussierung, weil sie eine Zielgruppe direkt anstreben. Wenn es gut geht, wissen sie auch um die Begrenztheit ihrer Reichweite und um ihre Ergänzungsbedürftigkeit. Sie suchen dann nach Wegen, die Einheit des Leibes Christi auch mit Menschen aus anderen Milieus zu leben.

■ **Viertens:** Die durchschnittliche Parochie hat die Dynamik der Veränderung sozialen Lebens nicht mitgemacht. Der Bedeutungsverlust von Nachbarschaft, die Ausrichtung mobilen Lebens auf einen größeren Lebensraum (stadtweit oder regional orientiert), das Wahlverhalten der Menschen, die genau aussuchen, wo sie was tun und wo sie welche Dienstleistung in Anspruch nehmen, all das wird hier ausgeblendet zugunsten einer vor-modernen Orientierung an einem alles integrierenden Lebensumfeld im Nahbereich. Wie leben Sie selbst? Sind Sie mit der Deutschen Bahn gekommen oder haben Sie den Zug bei Connex gewählt? Schicken Sie Ihr Kind in die zuständige Grundschule oder haben Sie die Montessori-Schule bevorzugt? Und kaufen Sie im überbelegten Dorfladen ein oder fahren Sie doch lieber zum Marktkauf? Über-

legen Sie auch, wo Sie Ihren Strom billiger bekommen? Und: Gehen Sie in die Ortsgemeinde oder doch eher in die Gemeinde mit dem attraktiven Gospelchor?

*Fresh expressions* in der Anglikanischen Kirche sind dagegen aus der Wahrnehmung dieser Veränderungsdynamik heraus geboren: die Koordinaten von Ort und Zeit haben sich so verschoben, dass beim besten Willen das wohnortnahe Sonntagmorgenangebot für den mobilen Menschen nicht einmal mehr eine Option darstellt. *Fresh expressions* orientieren sich an den Bewegungen des Menschen in Räumen. Sie sind keineswegs nur netzwerkorientiert und damit „un-lokal“. So kann die Lokalität einer Schule, die täglich Schüler, Eltern und Lehrer an einem Ort zusammenführt, zum Ansatzpunkt eines gottesdienstlichen und gemeindlichen Angebots werden. So kann die Lokalität einer Kathedrale, an der berufstätige Menschen in der Mittagspause vorbeistreichen, ein gottesdienstliches Leben in der Wochen- und Tagesmitte für diese Menschen verorten. Und Gemeindepflanzungen, die sich an menschlichen Netzwerken orientieren, etwa den 30–45jährigen Erwachsenen aus dem Selbstverwirklichungsmilieu, schaffen sich neue Lokalitäten. ...

■ **Fünftens** ist die Parochie insgesamt ein System, das von der Volkskirche lebt und genährt wird. Sie braucht die Mitgliedschaft einer signifikanten Bevölkerungskohorte. Parochien machen so lange Sinn, wie tatsächlich in einem überschaubaren Raum so viele Mitglieder beieinander wohnen, dass eine Kirchengemeinde

existieren kann. Nehmen aber Mitgliederzahlen und Ressourcen so stark ab, dass räumliche Großgebiete entstehen, dann widerlegt die Entfernung den Anspruch der Parochie, eben Kirche für die Menschen vor Ort zu sein. Galoppierende Regionalisierung ist das halbherzige Bekenntnis: Wir können eigentlich nicht mehr parochial existieren. Volkskirchlicher Anspruch ist dann nur noch ein Gedanke; er wird nur noch mühsam konserviert wie die Mumie in Hitchcocks „Psycho“, in der Hoffnung, dass niemand die harte Wirklichkeit aufdeckt.

*Fresh expressions* dagegen sind frei von der Behauptung, für alle da sein zu müssen. Sie können einen Neuanfang markieren und kleine geistliche Zentren in der Region darstellen, von denen aus sich das kirchliche Leben erholt und wieder ausstrahlen kann. Sie erfüllen dann die Funktion der geistlichen Leuchttürme in der entkirchlichten Landschaft, von denen Thies Gundlach seit längerem spricht. Es ist sehr auffällig, dass der EKD-Oberkirchenrat die Generalzuständigkeit preisgeben will: Die Prioritätendebatte ist zu führen. Wir können nicht mehr nach dem Rasenmäherprinzip arbeiten und alles gleichmäßig kurzschneiden, sondern müssen uns entscheiden für das, worin Kirche eine Alleinstellung hat, und zwar in „missionarische Absicht“. Dazu darf man nicht an den alten Strukturen hängen: *das Paradigma einer flächendeckenden Versorgung*“, „das bisherige kleinteilige Parochieprinzip [ist] an sein inhaltlich erschöpftes und äußerlich absurdes Ende gekommen.“ ■  
Michael Herbst



# „Finding faith today“ – Wie Menschen heute Christen werden

Was wir von den Ergebnissen einer Studie der anglikanischen Kirche für unsere volkshirchliche Praxis lernen können

**Unerreichte erreichen! Eine ökumenische Horizonterweiterung kann uns bei der Realisierung dieses Wunsches und Auftrages wertvolle Impulse geben.**

Nicht nur im Blick auf Gemeindepflanzung („church planting“), auch für die Frage, wie heute Menschen zum Glauben kommen gilt es, von den Erfahrungen und Erkenntnissen der anglikanischen Kirche zu lernen, insbesondere von der im Rahmen der Dekade der Evangelisation (1990–2000) durchgeführten und 1992 von Bischof John Finney veröffentlichten Studie *Finding faith today – how does it happen?* (abgekürzt als FFT).

## I. Eine wegweisende Fragestellung

„Wie kommen heute Menschen zum Glauben?“ – so lautet eine wegweisende Fragestellung für eine Kirche, deren Mitte der Glaube an den dreieinigen Gott ist und die deshalb das *Glaubenthema und den missionarischen Auftrag an die erste Stelle setzt* (Kundgebung EKD-Synode 1999). Eine solche Kirche wird sich der Frage stellen müssen, wie denn in ihrer Mitte der Glaube gefördert werden kann und wie er entsteht. In Untersuchungen nach der Verbundenheit der Menschen mit der Ev. Kirche zu fragen, ist das eine. Mit aller wissenschaftlichen Akribie Konver-

sionsforschung zu betreiben, also nach der menschlichen Seite des vom Geist Gottes gewirkten Glaubens zu fragen, das andere.

Die anglikanische Kirche, und das demonstriert u.a. *Finding faith today* zeichnet sich durch ein hohes Interesse an der Empirie im Dienste einer missionarischen Neuausrichtung des kirchlichen Lebens aus. „Evangelization needs to be founded upon facts rather than fantasy“ (*Finding faith today*, S. 110).

Um in der kirchlichen Praxis nicht nur mit Vermutungen zu arbeiten, ist die Klärung der Faktoren, die Glaubensbiographien fördern, notwendig. Daher ist es zu begrüßen, dass das Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung in Greifswald (<http://www.a-m-d.de/amd/partner/ieeg/>) eine entsprechende Untersuchung *Finding faith today – how does it happen* für deutsche Verhältnisse plant.

Wir brauchen solche wissenschaftlichen Untersuchungen nicht zuletzt deshalb, weil sich aus ihren Ergebnissen weitreichende kybernetische Konsequenzen ergeben. Sie dienen auch der Überprüfung und Korrektur der eigenen leitenden Bilder, wie Menschen zum Glauben kommen. Diesem Bild entsprechend wird z.B. missionarische Gemeindegemeinschaft gestaltet, entscheidet sich ein Presbyterium für eine einwöchige Evangelisation oder das Emmaus-Projekt. Ist das leitende Bild vom Christ werden eher das eines einmaligen Schrittes über eine Linie, wird Verkündigung als Einladung zur Nachfolge Jesu anders aussehen als wenn solche Übergänge und Veränderungsprozesse im Leben eines Menschen eher fließend gesehen werden.

## II. Finding faith today: Ergebnisse der Untersuchung

Im Rahmen der Studie FFT wurden 511 Personen befragt, welche Faktoren ihre Glaubensbiographie gefördert haben. Diese Erwachsenen hatten innerhalb des letzten Jahres ein „public confession of faith“ abgelegt. Sie hatten neu zum christlichen Glauben gefunden und wurden innerhalb der anglikanischen Kirche als über 16jährige z.B. getauft, konfirmiert oder wieder in die Kirche aufgenommen. Gemeinden unterschiedlicher theologischer Tradition waren bei dieser Untersuchung vertreten.

In unserem Zusammenhang können aus der Vielfalt der Ergebnisse nur drei Kernaussagen der Studie dargestellt werden:

### ■ Journey of faith

Mit dem Bild der Reise ist ein wichtiger Aspekt der Frage, wie heute Menschen zum Glauben kommen, beschrieben.

Gefragt nach dem Weg zum Glauben, gaben 31% der Befragten eine datierbare Bekehrung an, 69% beschrieben ihn als wachstümlichen Prozess. Bei den so genannten Evangelikalen, zu vergleichen mit unserem innerkirchlichen Pietismus, ist das Verhältnis 37% (datierbare Bekehrung) zu 63% (wachstümlicher Prozess), bei den Nicht-Evangelikalen 20% zu 80%.

Gefragt nach der Länge des Weges zum Glauben, reichten die Antworten von einem Tag bis zu 42 Jahren! Durchschnittlich dauerte der Prozess bei den Befragten vier Jahre. Manche antworteten auch, es sei ein fortdauernder, noch nicht abgeschlossener Prozess.

Entscheidend ist die Einsicht, dass der Weg zum Glauben seltener als datierbares Ereignis, dafür aber umso häufiger als ein längerer, von „hüben nach drüben“ führender Weg beschrieben wird. Emmaus statt Damaskus, auf diesem neuen Paradigma fußt „Emmaus – auf dem Weg zum Glauben“, ein Glaubenskurs, entwickelt in der anglikanischen Kirche und seit 2002 auch in Deutschland eingesetzt, der die Erfahrung ernstnimmt, dass der Weg zum Glauben eine oft jahrelange, spirituell begleitete Reise ist (vgl. S. 44 in diesem Heft).

### ■ Zauberwort „Beziehungen“

In der Tat bietet FFT mancherlei Überraschungen im Blick auf Faktoren die fördern, dass Menschen zu einem eigenständigen Christ sein finden oder sich eben als nicht so wichtig herausstellen wie üblich



angenommen! Bestätigt wurde z.B. die Bedeutung der familiären religiösen Sozialisation sowie die Bedeutung der Kinder- und Jugendarbeit. Von geringer Bedeutung (0–10%) sind besondere evangelistische Veranstaltungen oder die elektronischen Medien (1992!). „Spitzenwerte“ dagegen erreichen die so genannten Beziehungsfaktoren. Die meisten der Befragten gaben an, dass sie zum Glauben gekommen sind aufgrund einer freundschaftlichen Beziehung, die ein Christ, eine Christin zu ihnen hatte. Beim Christ werden spielen also Freunde, ehrenamtliche Mitarbeiterinnen, Pfarrer, aber auch Ehepartner und Familien eine tragende Rolle. Die Anlässe dafür, dass Menschen sich mit Glaubensfragen beschäftigen, sind häufig Lebenskrisen oder die so genannten Lebenswenden.

■ Freundschaftliche Beziehungen zu einem Christen sind für 24% der Frauen und für 15% der Männer wichtig.  
■ Die (Ehe)Partnerin ist für viele Männer ein entscheidender Einflussfaktor (22%).  
■ Gemeindeaktivitäten spielen für 6% der Befragten eine Hauptrolle. 34% ordnen ihnen eine unterstützende Funktion zu.  
■ Frauen werden häufig durch ihre Kinder in Kontakt mit Glauben und Gemeinde gebracht (13%).  
■ Nur 5% der Frauen und 3% der Männer kommen durch evangelistische Großveranstaltungen zum Glauben.  
■ TV und Radio haben bestenfalls begleitenden Charakter.  
■ Die Rolle der Hauptamtlichen ist ausgesprochen wichtig (22%). Weniger die Lehre als vielmehr die Persönlichkeit des Seelsorgers wird betont.

Beziehungen sind also ein Hauptwert auf der Reise ins Land des Glaubens. In diesem Zusammenhang ist auch mit einem Mythos aufzuräumen. Es ist in der Regel nicht so, dass Menschen das Evangelium hören, Christen werden und dann erst Heimat in einer christlichen Gemeinde finden. Vielmehr lautet die Reihenfolge: *belong – believe – behave*. Menschen kommen in Kontakt mit Christen, sie werden in einer Gemeinde oder einer Kleingruppe freundlich aufgenommen ohne ihre Einstellung oder ihr Verhalten ändern zu müssen, sie kommen zum Glauben – oft in langen Prozessen, ihr Leben verändert sich.

#### ■ Faktor Gemeindegröße

Dass die meisten durch Freunde und durch eine christliche Gruppe zum Glauben finden, zeigt die Bedeutung der christlichen Gemeinschaft. Die Befragten nahmen in der Regel zuerst an einer entsprechenden christlichen Gruppe regelmäßig teil, fanden dann erst zum Gottesdienst in der Kirche. Zwei Drittel der Befragten sagen: „Es war leicht, zum Gottesdienst zu kommen, weil wir Freunde hatten, die uns mitnahmen.“

Kleinere Gemeinden, so ein Ergebnis der Untersuchung, beeinflussen erfolgreicher als große, unpersönliche Gemeinden die Glaubensbiographie Erwachsener. Gemeinden zwischen 50 und 100 Mitgliedern haben die meisten Zuwächse. Die Überschaubarkeit ist also von entscheidender Bedeutung.

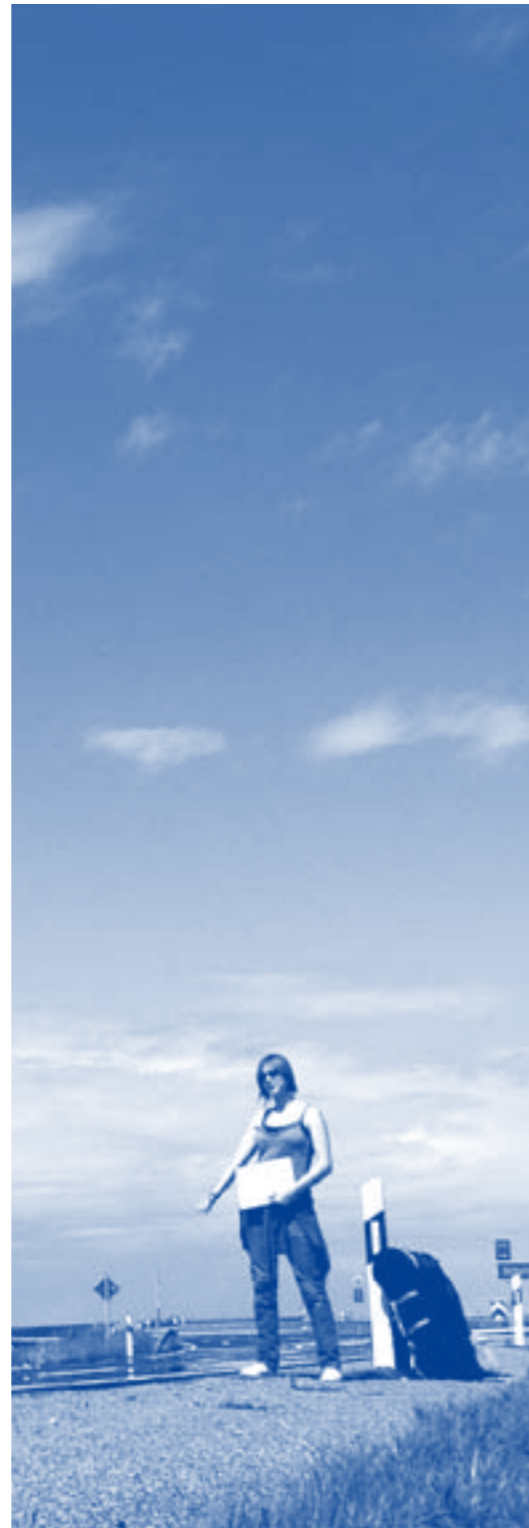
### III. Einsichten für die Praxis

■ „Weitergabe des Glaubens und Wachstum der Gemeinden sind unsere vordringliche Aufgabe, an dieser Stelle müssen die Kräfte konzentriert werden“ (Kundgebung EKD-Synode 1999). Im Gefolge von FFT werden wir neu danach zu fragen haben, wie wir in unseren Gemeinden das Glaubensstema so auf den Leuchter heben können, dass es zur Mitte der Gemeindearbeit wird und alle – ob kirchennah oder distanziert – wissen, dass in der Kirche der Glaube an den dreieinigen Gott das zentrale Thema ist.

■ Wir dürfen in der Gemeinde den Glauben nicht immer als selbstverständlich gegeben voraussetzen, nicht einmal auf der Mitarbeiter- und Leitungsebene. Dementsprechend ist unsere Phantasie gefragt, um Glauben zu wecken, zu fördern und den Menschen dabei zu helfen, den Glauben festzumachen.

■ Von den Anglikanern lernen wir den Wert einer analysegestützten Gemeindeentwicklung. FFT ist dafür ein Beispiel, Untersuchungen zu Faktoren, die Gemeinden wachsen lassen oder am Wachsen hindern ein zweites, der Wert, der auf die Kenntnis der Menschen und ihrer Lebensumstände bei der Visionsentwicklung für eine Gemeindepflanzung (*double listening*) gelegt wird, ein drittes. Auf wissenschaftlicher Ebene ist das Thema „Konversion“ bzw. „Konversionsforschung“ zu fördern. Wir wissen bisher noch viel zu wenig über die Faktoren, die eine Glaubensbiographie fördern oder hemmen!

■ Auf gemeindlicher Ebene ist es von großem Wert, wenn wir uns gegenseitig davon erzählen, wie unsere persönliche Reise zum Glauben ausgesehen hat. Solche



Glaubensgeschichten helfen nicht nur besser zu verstehen, z. B. im Leitungsgremium der Gemeinde, warum jemand bestimmte Entscheidungen trifft oder befürwortet. Solche Geschichten vom Glauben helfen uns auch, Maß zu nehmen an der Realität und so unrealistische Erwartungen, z.B. im Blick auf Veranstaltungen, abzubauen.

■ Weil Beziehungen ein entscheidender, wenn nicht der entscheidende Faktor sind gilt es, solche Beziehungsnetze, auch grobmaschige, zu fördern. In diesem Zusammenhang wird das Stichwort „Beziehungsevangelisation“ neu an

■ *Und wir werden evangelistische bzw. zum Glauben einladende Veranstaltungen noch stärker unter den Gesichtspunkten Beziehungsarbeit im Vorfeld, kommunikativer Elemente in der Durchführung und der rechtzeitigen Planung der Weiterarbeit konzipieren.*

Bedeutung gewinnen. Dabei hilft, und das ist ein wichtiges Ergebnis von FFT, Überschaubarkeit. Entsprechend brauchen wir in unseren volkscirchlichen Großgemeinden Inseln der Begegnung, z.B. in Form von Gemeindepflanzungen oder der Arbeit in Klein- und Zellgruppen.

■ Wenn persönliche Beziehungen wichtig sind, werden wir Menschen helfen müssen, sprach- und auskunftsfähig im Blick auf den Glauben zu werden.

■ Christ werden ereignet sich heute häufiger auf einem langen „Emmaus-Weg“ als in punktuellen „Damaskus-Ereignissen“. Entsprechend brauchen wir den Mut zu langen Wegen, zu Gestaltungsformen, die dem Bild von der Reise zum Glauben entsprechen, wie z.B. der Emmaus-Kurs. Und wir werden evangelistische bzw. zum Glauben einladende Veranstaltungen noch stärker unter den Gesichtspunkten Beziehungsarbeit im Vorfeld, kommunikativer Elemente in der Durchführung und der rechtzeitigen Planung der Weiterarbeit konzipieren.

■ Dazu brauchen wir auch einladende Gemeinden, die nicht vorschnell Grenzen ziehen zwischen so genannten Gläubigen und Ungläubigen, zwischen Drinnen und Draußen: Gemeinden, die Suchende, Fragende, Unentschlossene und Zweifler wertschätzen, ohne sie gleich zu vereinnahmen.

■ „Christ werden geschieht heute vor allem als Konvivenz, in der eine Gemeinde mit Menschen geduldig und ehrlich den langen Emmaus-Weg mitgeht, mit ihnen zusammen das Evangelium neu entdeckt und sich selbst dabei verändert“ (Dr. Burghard Krause).

■ Gemeinden brauchen dabei auch „a place of nurture“ (Bischof Stephen Cottrell) im Sinne einer begleiteten Reise, also Orte und Angebote, wo der Glaube „Nahrung“ erhält, sich entwickeln kann und in seiner Entfaltung gefördert wird.

#### Literatur:

- John Finney: Finding faith today. How does it happen?, London 1992 (Vergriffen).
- Michael Herbst: Dem „Englischen Patienten“ geht es besser. Was können wir von der anglikanischen Kirche lernen? in: Wolfgang Nethöfel/Klaus-Dieter Grunwald (Hg.): Kirchenreform strategisch, Glashütten 2007, S. 463 ff, Download: <http://www.a-m-d.de/texte/>.
- 20 aus 10: Zwanzig Einsichten aus einer Dekade der Evangelisation (<http://www.ekir.de/gmd/download/download.htm>).
- Michael Herbst (Hg.): Das Emmaus-Projekt. Auf dem Weg des Glaubens, Neukirchen-Vluyn 2006.
- [www.glaubenskurse.de](http://www.glaubenskurse.de)
- Michael Herbst (Hg.): Mission bringt Gemeinde in Form. Gemeindepflanzungen und neue Ausdrucksformen gemeindlichen Lebens in einem sich wandelnden Kontext, Neukirchen-Vluyn 2006.
- Stephen Cottrell: How we can grow again in: Bärend/Laepfle (Hg.): Dein ist die Kraft. Für eine wachsende Kirche. Dokumentation zum 4. AMD-Kongress in Leipzig, Leipzig 2007, S. 145ff. ■ Volker Roschke

## „Treten Sie ein!“ – im i-Punkt Gelsenkirchen

Was veranlasst Menschen zum (Wieder-)Eintritt in die Kirche



### Interview mit Thomas Webel-Reiner

**A. Isenburg:** Thomas, du bist Pfarrer der Stadtkirchen in Gelsenkirchen. Seit wann bist du hier? Und welche Arbeitsbereiche begleitest bzw. leitest du?

**Th. Webel-Reiner:** Andreas, erst einmal möchte ich meine Freude darüber ausdrücken, dass das Thema „Wiedereintritt“ in den Blick genommen wird. Ich halte dieses Thema für immer wichtiger. Ich bin seit 1999 in der Gemeinde als Gemeindepfarrer mit der Zusatzaufgabe „Stadtkirchenarbeit“ zu betreiben. Das hatte bisher hier in der Gemeinde keine Tradition. Aber wir sind mit unserer Altstadtkirche als einzige Ev. Kirche in Gelsenkirchen mitten in der Fußgängerzone, darauf muss man als Kirche heute reagieren. So habe ich im Laufe der Zeit damit angefangen, die Kirche verlässlich werktags zu öffnen und Angebote in die Stadt hinein aufgebaut, wie etwa die Thomasmesse, Segens- und Salbungsgottesdienste oder Ausstellungen. Die Beteiligung bei dem Rahmenprogramm zur Fußball-WM 2006 in der Veltinsarena war so eine deutliche Schnittstelle zwischen Kirchengemeinde und dem Leben in der City.

**A. Isenburg:** Seit wann gibt es denn die Wiedereintrittsstelle in Gelsenkirchen und wie ist dazu gekommen?

**Th. Webel-Reiner:** Die Wiedereintrittsstelle war an diesem zentralen Platz in der Innenstadt die folgerichtige Konsequenz aus unserer Arbeit. Wir wollten neben

der betreuten Kirche auch mehr in Richtung Information tun, denn die Menschen in der Stadt haben heute feststellbar immer weniger konkrete Anbindung an die Gemeinde, so sind sie gleichzeitig auch in besonderen Fällen informationsbedürftig. Die Idee war dann, den historischen Kirchturm der Altstadtkirche auszubauen und hier gleichzeitig die Möglichkeit des Kircheneintritts zu schaffen. Seit drei Jahren gibt es die Eintrittsstelle, wir haben zunächst in der Sakristei angefangen und sind dann mit der Fertigstellung des i-Punkts in den Turm umgezogen.

**A. Isenburg:** Arbeitest du ganz allein in der Wiedereintrittsstelle oder hast du ein Team?

**Th. Webel-Reiner:** Die Öffnungszeiten des i-Punkts werden durch ein Team ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verantwortet, die auf diese Aufgabe durch Schulungen von mir vorbereitet wurden. Die Zeiten für den Eintritt in die Evangelische Kirche werden von Pfarrerinnen und Pfarrern des Kirchenkreises freiwillig und zusätzlich zum normalen Dienst bewältigt. Ich danke an dieser Stelle ausdrücklich dafür. Es gibt Dienstpläne in die sich diese Amtsschwister eintragen. Wir haben drei Mal die Woche die Möglichkeit zum Wiedereintritt.

**A. Isenburg:** Wie wird denn dieser i-Punkt mit der Wiedereintrittsstelle finanziert?

**Th. Webel-Reiner:** Die Kirchengemeinde hat sich den Ausbau des Turmes viel Geld kosten lassen, weil sie hier eine in die Zukunft

gerichtete Aufgabe gesehen hat. Das war jedoch nicht überall einfach zu vermitteln. Die laufenden Kosten werden zurzeit vom Kirchenkreis übernommen, aber das steht zum gegenwärtigen Zeitpunkt zur Disposition. Es scheint so als wolle sich der Kirchenkreis aus Kostengründen hier zurückziehen und der Kirchengemeinde die finanzielle Verantwortung überlassen. Das finde ich sehr bedauerlich, weil es auch einen Rückschlag für die ehrenamtliche Mitarbeit bedeutet. Wie soll ich den Ehrenamtlichen Wertschätzung der Arbeit vermitteln, wenn die größere Gemeinschaft signalisiert, „Hierfür geben wir kein Geld mehr, so wichtig ist uns das nicht“?

**A. Isenburg:** Wie viele Menschen sind denn seit der Eröffnung des i-Punktes wieder in die Ev. Kirche eingetreten?

**Th. Webel-Reiner:** Seit dem wir für den Eintritt in die Evangelische Kirche vor Ort arbeiten sind 220 Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts und Konfession gekommen. Was mich immer wieder besonders in der Arbeit bestätigt sind Äußerungen wie: „Wenn ich gewusst hätte, dass das so einfach ist, wäre ich schon eher gekommen“ Oder Mut machende Aussagen wie die: „Schön das das hier so unkompliziert ist.“

**A. Isenburg:** Neben den Wiedereintrittsstellen kann man ja auch in seiner Ortsgemeinde eintreten? Verweist ihr im i-Punkt auf diese Möglichkeit?

**Th. Webel-Reiner:** Seit dem es die Wiedereintrittsstelle bei uns

gibt, sind bei den Gemeinden ca 260 Personen eingetreten. Wir weisen im i-Punkt immer wieder auf beide Möglichkeiten hin, zum Beispiel auch im Internet unter [www.kirchegelsenkirchen.de](http://www.kirchegelsenkirchen.de) oder bei Voranfragen im i-Punkt, wie „Was muss ich tun, um wieder in der Kirche zu sein?“ Da sagen wir wertfrei, was geht.

**A. Isenburg:** Was sind das für Menschen, die wieder zurückkommen in die Kirche?

**Th. Webel-Reiner:** Eines ist bei der Sichtung der ausgefüllten Anträge klar: es sind Männer wie Frauen, am Anfang hatten wir erstaunlich viele Ehepaare. Es sind jüngere wie ältere Menschen, Arbeitende und Arbeitssuchende, auch katholische sind dabei und vereinzelt Leute von außerhalb.

**A. Isenburg:** Für die Wiederaufnahme in die Ev. Kirche gibt es ja Formulare, die beim Gespräch ausgefüllt und am Ende gesiegelt werden. Ist das Gespräch, dass du mit den Menschen führst, also nur ein formaler Akt oder geht es den Menschen um mehr als z.B. „nur“ die Übernahme des Patenamtes?

**Th. Webel-Reiner:** Ich denke, bei den meisten geht es darum, dazugehören zu wollen. Oft sind es die allseits bekannten finanziellen Gründe, die den Mann oder die Frau zum Austritt bewogen haben. Immer wieder höre ich davon, dass ein Unterschied gemacht wird zwischen dem Glauben, den man behält, aber darauf verzichtet, ihn mit der Organisation Kirche zu leben. Dann geht irgendwann darum, dass die Zugehörigkeit wieder hergestellt werden

soll. Oft sind es Anlässe, die den Impuls geben: Die Feier der Goldkonfirmation genauso wie der Grund ein Patenamt zu übernehmen. Verschiedentlich ist der Austritt auch ein stummer Protest wegen einer negativen Erfahrung mit Kirche. In späteren Jahren unterscheiden dann diese Menschen zwischen der Erfahrung von damals und dem Inhalt des Glaubens.

Die Gespräche sind unterschiedlich lang und tiefgehend, aber oft geht es erst einmal darum über die Gründe zu sprechen, die von der Kirche weggeführt haben. Manchmal wird da echte Seelsorge verlangt und manchmal geht es wie auch bei Beerdigungen: „Herr Pastor, machen Sie es nicht so lang!“ Jeder von uns kennt solche Erfahrungen. Am Ende steht aber die erlebbare Erleichterung und das Gefühl: „Jetzt bin ich wieder dabei.“ Ich bin mir sicher, dass alle, die hier Dienst tun, versuchen, die Person, die eintreten möchte, genau bei ihrem Bedürfnis abzuholen: Wer reden möchte, hat die Zeit dazu. Wer sachlich bleiben möchte, darf es auch gerne.

**A. Isenburg:** Worin zeigt sich denn für dich die seelsorgliche Qualität solch eines Gesprächs?

**Th. Webel-Reiner:** Die Qualität zeigt sich für mich darin, dass ich nicht mit einem Anspruch an den Menschen, der mir gegenüber sitzt, komme, sondern dass ich auf sein Bedürfnis in dieser Situation reagiere.

**A. Isenburg:** Und wie läuft so ein Wiederaufnahmegespräch normalerweise ab?

**Th. Webel-Reiner:** Die Dauer des Gesprächs ist unterschiedlich. Ich

■ **Mir ist es wichtiger, jedem Menschen zu sagen: „Nichts ist unmöglich“ oder „Entdecke die Möglichkeiten“. Gemeinden bieten Glaubenskurse an, manche haben Besuchsdienste, wir bieten die Thomasmesse auch für Gottesdienststeinsteiger an. In den Gemeinden passiert soviel Hilfreiches und Gutes. Mir ist es wichtig, Wege aufzuzeigen. Gehen muss jede und jeder selbst.**



hatte einmal eine Frau mit Kinderwagen, die vorinformiert mit allen Unterlagen kam und sagte „Ich will eben in die Kirche eintreten ich habe alle Unterlagen dabei. In 5 Minuten fängt die Krabbelgruppe für meine Tochter an, geht das?“. Viele Worte machen nicht die Qualität einer Begegnung aus, das ist sicher. Ein Gespräch beginnst du natürlich mit öffnenden Fragen.

**A. Isenburg:** Integrierst du auch ein Gebet oder einen Segen in solch ein Wiedereintrittsgespräch? Wird das von den Menschen gewünscht? Oder gar erwartet?

**Th. Webel-Reiner:** Das eben genannte Beispiel macht natürlich deutlich, dass jede Begegnung anders ist. Ist doch ohnehin klar: Nicht alle unsere Gemeindeglieder wollen alle das Gleiche. So ist es auch mit denen, die zu uns in den i-Punkt kommen. Ich habe mit den Kommenden schon gebetet und sie gesegnet. Das kann in der Situation

eine starke lösende Aufgabe haben, das Vergangene loslassen, oder eine bindende Aufgabe haben, das Neue zu verankern. Wichtig ist mir in allen Gesprächen die Verbindung zur Taufe herzustellen, denn Gottes Ja in der Taufe gilt.

**A. Isenburg:** Bekommen die Menschen am Ende des Gesprächs auch etwas geschenkt?

**Th. Webel-Reiner:** Auch das ist nicht festgelegt. Die Frage ist doch: Was hilft? Wir sind in der Lage spontan zu reagieren. Wir verschenken in jedem Fall einen Gedanken und ein Gefühl: „Du bist angenommen, du bist willkommen!“ Und wir können dies auch mit Schriften und Infomaterial unterstreichen.

**A. Isenburg:** Menschen, die wieder eintreten, treten ja in eine Gemeinde ein. Bei uns in Westfalen entweder in die Ortsgemeinde, in deren Bereich sie wohnen, oder in

eine Wunschgemeinde. Wie informiert ihr im i-Punkt die Gemeinden nach dem Wiedereintritt?

**Th. Webel-Reiner:** Die Kirchengemeinden werden durch den ganz normalen Vorgang der EDV darüber informiert, dass es ein neues Gemeindeglied gibt. Manche Kirchengemeinden reagieren darauf mit einem Willkommensschreiben. In jedem Fall bekommen die Eintretenden von mir noch ein Anschreiben. Damit möchte ich die unterschiedliche Praxis der Gemeinde ausgleichen. Es geht schließlich auch hier darum zu sagen: „Wir haben deine Entscheidung wahrgenommen und freuen uns darüber!“

**A. Isenburg:** Wollen die Menschen eigentlich wieder einen Kontakt oder reicht es den Menschen, in die Institution Kirche einzutreten?

**Th. Webel-Reiner:** Wer eintritt, ist Teil der Kirche. Und da gehört es doch zu einer selbstbewußten

# „Ich bin dabei!“

## Kirchliche Projektarbeit als Beispiele für niedrigschwellige Angebote

Haltung, dass ich das tue, was mir wichtig ist. Die einen sind bereit zur Mitarbeit und lassen sich gerne ansprechen, wir stellen dann auch Kontakte her. Die anderen wollen eben einfach nur dazugehören, wie viele Tausende andere unserer Gemeindeglieder auch.

**A. Isenburg:** Auftrag der Kirche ist es ja auch, Menschen wieder neu einzuladen in die Kirche, in die Gemeinde und den Gottesdienst. Gibt es eventuell „Brücken“ vom Wiedereintritt zur Ortsgemeinde, z.B. Glaubenskurse oder Besuchsdienst, wodurch Menschen wieder neu mit Gemeinde in Berührung kommen könnten?

**Th. Webel-Reiner:** Ich halte es nicht für meine Aufgabe, Eingetretene als besondere Gruppe sichtbar

zu machen. Mir ist es wichtiger, jedem Menschen zu sagen: „Nichts ist unmöglich“ oder „Entdecke die Möglichkeiten“. Gemeinden bieten Glaubenskurse an, manche haben Besuchsdienste, wir bieten die Thomasmesse auch für Gottesdienst-einsteiger an. In den Gemeinden passiert soviel Hilfreiches und Gutes. Mir ist es wichtig, Wege aufzuzeigen. Gehen muss jede und jeder selbst.

**A. Isenburg:** Zuletzt noch zwei Fragen. Macht so eine Wiedereintrittsstelle eigentlich Sinn? Anders gefragt: Worin liegt der Nutzen solch eines i-Punktes für die Gemeinde, für den Kirchenkreis, für die Kirche?

**Th. Webel-Reiner:** Kirche muss dahin wo die Menschen sind. An zentralen Punkten in der Stadt

Anlaufstellen zu haben für die, die sich informieren wollen, die eine Frage haben, halte ich für wirklich wichtig. Die Nachfragen zeigen, dass viele Leute heute nicht mehr vertraut sind mit den Strukturen Gemeindebüro und Pfarramt. Wir müssen diese Lücke schließen durch diese Art niederschwellige Anlaufstelle.

**A. Isenburg:** Was wünschst du dir für die Zukunft im Blick auf den i-Punkt und die Wiedereintrittsstelle?

**Th. Webel-Reiner:** Ich wünsche mir ganz klar, dass sich ein Kirchenkreis einstimmig solche Projekte zur Aufgabe macht. Das auch hier das Kirchturmdenken aufgebrochen wird hin zu dem Gedanken, dass wir ein Ziel haben: Den Menschen den Weg zum Evangelium zu zeigen. Wir arbeiten oft noch so, als wollte die Kirchengemeinde X etwas anderes als die Kirchengemeinde Y. Dabei geht es doch wohl darum, für die Einladung unseres Herrn Jesus Christus „Kommt her zu mir alle“ Wege zu bauen.

**A. Isenburg:** Ich danke dir für dieses Gespräch, Thomas! ■



**Manche Gemeindeglieder begegnen Einladungen zur aktiven Teilnahme am kirchlichen Leben mit dem Verdacht, vereinnahmt werden zu sollen: „Wenn ich mich auf diese Einladung einlasse, erwarten die Pfarrer, dass ich jetzt immer regelmäßig mitmache. Das ist mir zu anspruchsvoll!“ Es ist darum wichtig, dass wir interessierten Gemeindegliedern niedrigschwellige Angebote machen, die es ihnen ermöglichen, in die Gemeinde 'reinzuschnuppern, ohne sich gleich dauerhaft festlegen zu müssen. Zeitlich befristete Projekte sind so ein Schnupperangebot, das von an der jeweiligen Sache oder Thematik interessierten Gemeindegliedern gerne wahrgenommen wird und es ihnen erlaubt, die Gemeinde zunächst einmal als eine gastfreundliche Herberge auf Zeit näher kennen zu lernen. Im Folgenden stellen wir anhand von kurzen Erfahrungsberichten einige solcher Projekte vor, mit denen es gelingt, bisher vom kirchlichen Veranstaltungskalender Unerreichte anzusprechen und sie für das zu interessieren, was uns als Kirche auf dem Herzen liegt.**

■ **Es wird zum Beginn oder zur Erneuerung des Glaubens eingeladen, aber die Freiheit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer bleibt gewahrt.**

### Glaubenskurse als missionarische Chance

„Ich habe in jedem Gottesdienst das Gefühl: Ich sehe den zweiten Teil eines Films, dessen ersten Teil ich nicht kenne.“ Dieses Zitat eines Mannes, der nach mehreren Versuchen beschlossen hat, nicht mehr zum Gottesdienst zu gehen, nimmt Dr. Burghard Krause in dem von ihm entwickelten Glaubenskurs unter dem Titel *Reise ins Land des Glaubens. Christ werden – Christ bleiben* auf. Beschrieben ist damit ein Gefühl, das so oder so ähnlich viele Menschen in und außerhalb unserer Gemeinden kennen. Der Zusammenhang des Glaubens mit dem Leben ist zunehmend schwerer erkennbar, weil sowohl das Wissen über als auch die Erfahrungsmöglichkeiten mit dem christlichen Glauben abnehmen. Und wenn es dann Berührungspunkte mit ‚Kirchens‘ gibt, dann wirken die eben oft wie der zweite Teil des Films, dessen erster unbekannt ist.

Glaubenskurse sind eine bewährte Möglichkeit, Menschen eine Grundorientierung über und eine Einstiegshilfe in den christlichen Glauben zu ermöglichen. Es geht bei ihnen um den schon angesprochenen „ersten Teil“. Überraschend ist, dass dieser „erste Teil“ nicht nur denen gut tut, die bisher keinen näheren Kontakt mit dem Glauben hatten, sondern auch bereichernd erlebt werden von Menschen, die schon lange bewusst und aktiv in der christlichen Gemeinde mitarbeiten. „Nun habe ich endlich begriffen, dass ich vor Gott nichts leisten muss“, zog ein langgedienter Presbyter im Abschlussgottesdienst eines Glaubenskurses sein persönliches Resümee.

Was macht Glaubenskurse aus? Sie konzentrieren sich auf wesentliche Themenbereiche des Glaubens und bringen diese in einer verständlichen Sprache in Zusammenhang mit der Lebenserfahrung der Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmer. Lebens- und Glaubenserfahrungen werden ausgetauscht und Zweifel dürfen offen an- und ausgesprochen werden. Es wird zum Beginn oder zur Erneuerung des Glaubens eingeladen, aber die Freiheit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer bleibt gewahrt. Glaubenskurse ermutigen dazu, in der Gemeinde ein Zuhause zu finden, aber durch die zeitliche Begrenzung ist von vornherein deutlich, dass niemand automatisch vereinnahmt wird.

Neben der Vermittlung von Wissen spielt die Einübung christlichen Glaubens eine wichtige Rolle. Neben dem Kopf wird der Bauch angesprochen – in der Regel sogar auch wörtlich, denn zu solchen Kursen gehört ein Stück Gastfreundlichkeit der Gemeinde mit gemeinsamem Imbiss dazu. Allerdings: Den Glaubenskurs für alle und jeden gibt es nicht. Der eine bekommt Sachverhalte gerne im Zusammenhang erklärt, die andere tauscht sich lieber mit anderen aus, der dritte zieht einen meditativ-seelsorgerlichen Weg vor. Im Bereich unserer westfälischen Landeskirche haben deshalb vor allem vier unterschiedliche Glaubenskurse eine erfreuliche Verbreitung gefunden, die in den folgenden Erfahrungsberichten von Kirchengemeinden kurz vorgestellt werden sollen. ■

*Kuno Klinkenborg*

# Alphakurs

in der Versöhnungskirchengemeinde Iserlohn



Der Alpha-Kurs wird seit 6 Jahren im 1. Quartal des Jahres einmal jährlich durchgeführt. Es wird mit einem Fest begonnen, das als Schnupperabend gilt. Danach folgen 11 Wochen mit dem Alphawochenende nach der 4.-5. Woche. Das Team setzt sich bei uns inzwischen aus etwa 30 ehrenamtlichen Mitarbeitern zusammen, die die unterschiedlichen Bereiche des Kurses abdecken. Die

Aufgaben werden möglichst gabenorientiert verteilt. Von den organisatorischen Aufgaben über das Kochen hin zur Musik, den Referaten, der Kleingruppenleitung und dem Gebet. Manche Gäste vom Vorjahr werden im Folgejahr für die Mitarbeit angesprochen. Die Rückmeldungen der Gäste zu dem Kurs sind überwiegend positiv. Besonders ansprechend wirkt die einladende Atmosphäre durch außergewöhnliche Tischdekorationen, gutes Essen und gastfreundliche Mitarbeiter. Daneben wird die (moderne) Anbetungsmusik, die für viele der Gäste ganz neu ist, immer wieder erwähnt als neuer Zugang zu Gott. Die ca. 30minütigen Referate wurden in diesem Jahr von fünf Personen (davon 3 Nicht-Theologen) gehalten, was auch sehr gut ankam. Die Gespräche in den Kleingruppen sind von Anfang an offen, ehrlich und bieten die Möglichkeit, sich (wieder) neu mit den Grundthemen des christlichen Glaubens auseinander zu setzen.

Das Kernteam besteht seit einigen Jahren aus denselben Leuten, die sich des großen zeitlichen Aufwands in diesen 3 Monaten sehr bewusst sind. Die Erfahrung zeigt, dass ein großer Teil der Gäste einen Zugang zur Gemeinde finden, weil über den Zeitraum von 12 Wochen Beziehungen aufgebaut werden.

Sie besuchen danach Hauskreise oder weitere Kurse der Gemeinde, die im Anschluss angeboten werden, und sind in den unterschiedlichen Gottesdiensten anzutreffen. Viele erzählen von tiefgehenden Erfahrungen mit Gottes Nähe besonders am Alphawochenende und durch die Anbetungszeiten, die im Laufe des Kurses intensiver werden. ■

*Ilse-Dore Seidel*

# Christ werden – Christ bleiben

in der Ev. Kirchengemeinde Dorsten



Christ werden – Christ bleiben, dieses Gemeindegemeinschaftsseminar zu Grundfragen des Glaubens hat das Gesicht unserer Gemeinde verändert. Insgesamt 6 mal haben wir es seit 1992 in der Regel im zweijährigen Rhythmus durchgeführt. Zuletzt, nach über fünfjähriger Pause haben im Jahr 2006 95 Personen teilgenommen.

Die besondere Motivation lag darin, vor allem mit der Generation der 30 bis 50-jährigen ins Gespräch über den christlichen Glauben zu kommen. Aufgrund des VHS-Charakters und der Begrenzung auf knapp vier Wochen hat sich diese Altersgruppe stark angesprochen gefühlt. Inzwischen scheint sich das Durchschnittsalter Interessierter jedoch zu erhöhen, so dass vor allem die mitgliederstarke Gruppe der 40 bis 60-jährigen in den Blick kommt. Eine Besonderheit ist seit 1997 die parallele Durchführung als Morgen- und Abendveranstaltung, so dass auch Schichtarbeitende, junge Mütter und ältere Menschen kontinuierlich am Seminar teilnehmen konnten.

Eine Teilnehmerin, die bis zum Zeitpunkt des Seminars keinen Bezug zur Gemeinde hatte, hat sich auf den Weg gemacht, aufgrund eigener Betroffenheit und motiviert durch den neu gestärkten Glauben, eine Trauerarbeit ins Leben zu rufen. Inzwischen blickt sie auf eine 10-jährige Erfahrung zurück, ist Presbyterin geworden und absolviert eine Laienpredigerinnen-Ausbildung.

Eine Gruppe eher kirchendis-tanziert einzuschätzender Männer hat sich bereits während des Seminars Gedanken über ein Angebot für Männer gemacht. Inzwischen hat „Mann-oh-Mann“, der vierteljähr-

liche Männertreff beim Brunch eine 8-jährige Geschichte. Zwei Mitarbeiter aus diesem Bereich sind bei der letzten Wahl ins Presbyterium gewählt worden. Außerdem ist nach jedem Seminar mindestens ein neuer Hauskreis gegründet worden.

Unser Gesamtfazit ist: Kirchendis-tanzierte und dem Glauben kritisch gegenüberstehende Menschen haben sich neu für Glauben und Kirche geöffnet, Gottesdienstteilnehmer sind zu Mitarbeitenden geworden, Mitarbeitende haben eine neue Sprachfähigkeit in Sachen Glauben erhalten und viele Arbeitsfelder der Gemeinde haben neue Impulse und frischen Wind bekommen. Besonders auf die Gottesdienstbeteiligung hat sich das Seminar belebend ausgewirkt. ■

*Karl-Erich Lutterbeck*

# Emmauskurs

in der Matthäus-Gemeinde Münster



Seit 2002 führen wir einmal im Jahr einen Emmaus-Kurs durch. Die Teilnehmer finden wir durch persönliche Einladung, durch hartnäckiges Werben in den Gottesdiensten, durch Kontakte, die sich aus Kasualien ergeben und durch Annoncen in der Lokalpresse. Außerdem haben wir die Regel aufgestellt, dass Erwachsene, die aus anderen Kirchen zu uns übertreten oder getauft werden wollen, am Glaubenskurs teilnehmen sollen. So kommen jedes Mal 12–18 Teilnehmer zusammen.

Der Kurs hat viele interaktive Elemente. Zwischen eher kurzen Lehrvorträgen gibt es immer wieder Austauschrunden und Arbeitsaufträge, bei denen die Teilnehmenden sich und ihre Erfahrungen gut einbringen können. Dieser interaktive Stil und der thematische Grundaufbau des Kurses haben sich bei uns sehr bewährt. Das Material zu den einzelnen kurzen „Lehrvorträgen“ hat nach meiner Erfahrung allerdings eine schwankende Qua-

lität. Für unsere oft akademisch geprägten Teilnehmer in Münster können wir nur einige Teile aus dem Handbuch übernehmen. Vieles müssen wir ändern und ergänzen. Es ist aber eine sehr positive Herausforderung, die Lehrvorträge selbst konkret auszuarbeiten. Hier kommt man tatsächlich mit Menschen, die neugierig, suchend, aber auch skeptisch sind, über die Grundfragen des Glaubens ins Gespräch. Die Teilnehmer wollen z.B. wirklich wissen, was es mit Jesus auf sich hat, und nicht über kirchliche Strukturen reden.

Kurzfristige „Missionserfolge“ sind dabei selten: Idealtypische „Bekehrungen“ während des Kurses haben wir bei uns kaum erlebt. Dennoch sind missionarische Früchte zu sehen, nur eben etwas langfristiger: Wenn bei uns Menschen eine Lebenswende zum Glauben erleben, dann sind es fast immer solche, die in den Jahren davor am Glaubenskurs teilgenommen haben.

Aber auch unmittelbare Früchte sind am Ende der Kurse sichtbar: Viele Teilnehmer des Kurses erzählen, dass ihr Glaube gestärkt wurde, und meist sind es zwei Drittel der Teilnehmer, die danach verstärkt den Kontakt zur Gemeinde suchen und halten. Das Emmaus-Bild des Glaubensweges wird Realität: Es entsteht eine echte Gemeinschaft unter denen, die gemeinsam den Weg des Kurses gegangen sind. Auch die Mitarbeiter sagen oft, dass der Kurs ihrem Glauben wichtige Impulse gegeben hat.

Damit solche Folgen nachhaltig werden, versuchen wir, am Ende des Kurses möglichst viele der Teilnehmer in die Gemeinde zu integrieren. Der Versuch, sie nach Kursende in bestehende Strukturen wie Haus-

kreise zu „überweisen“ erweist sich als zunehmend schwierig. Bei einigen gelingt es, andere wollen lieber mit den Menschen weiter Kontakt haben, die sie schon kennen. Wir müssen also von mal zu mal flexibel und phantasievoll reagieren. Vor zwei Jahren haben zwei Mitarbeiterinnen den Kurs mit einigen Interessierten einfach als Bibelkreis für Suchende fortgesetzt. Was zunächst als Übergangslösung geplant war, ist mittlerweile eine fest etablierte Gruppe geworden. Von dem Kurs, der jetzt gerade zu Ende gegangen ist, treffen sich viele demnächst als Stammtisch in einer Kneipe weiter.

Emmaus ist kein Fertighaus, sondern ein Weg. Ihn mit Menschen zu teilen gehört für mich zu dem Spannendsten und Schönsten in der Gemeindearbeit. ■

*Volker Roggenkamp*

# Stufen des Lebens – Religionsunterricht für Erwachsene“

in der Ev. Kirchengemeinde Unna-Massen



„Unterricht“ – das ist für viele gleichbedeutend mit Büffeln, Pauken und Druck.

Im „Religionsunterricht für Erwachsene“ geht es ganz anders zu. Was vor 20 Jahren sehr zaghaft durch die Katechetin Waltraud Mäschle in Württemberg begann, hat mittlerweile in vielen Kirchengemeinden Fuß gefasst, auch bei uns in Westfalen.

In den Kursen wird biblische Botschaft sichtbar und Glaube erlebbar. Dies geschieht vor allem durch „Bodenbilder“, die im Mittelpunkt des Gesprächs stehen: die Symbole auf dem Boden – es können Alltagsgegenstände, Tücher oder Natur-Materialien sein – führen die Teilnehmenden in einen lebendigen Austausch miteinander, in ein inneres Gespräch mit eigenen Lebenserfahrungen und in die Auseinandersetzung mit einem biblischen Text. Das ist gerade für kirchlich distanzierte Menschen eine Entdeckung.

Seit 11 Jahren findet der „Reli“ in der Kirchengemeinde Massen ein- oder zweimal im Jahr statt. Vor allem Menschen in der Lebensmitte lassen sich davon ansprechen. In der Regel besuchen ca. 50 Teilnehmende die Kurse, unter anderem Menschen, die wieder in die Kirche eintreten oder getauft werden wollen. Wir erleben hier, dass Menschen zum Glauben ermutigt werden und im Glauben sprachfähig werden. Das ist ein großes Plus in unserer Gemeinde. ■

*Jürgen Eckelsbach*

# „Bibel bewegt“ –

ein Bibelleseprojekt in der Ev. Kirchengemeinde Unna-Massen



Wer in der Bibel liest, biblische Texte bedenkt und mit anderen das Gespräch darüber sucht, wird davon angerührt und kann selbst etwas in Bewegung setzen. Dies ist die Überzeugung und Hoffnung auch in unserer Gemeinde und eine sich immer wieder bestätigende Erfahrung. Aber der Zulauf zu Bibelkreisen oder biblischen Gesprächsgruppen ist nicht gerade hoch. So gibt es in unserer Gemeinde zwar drei Bibelkreise in unterschiedlicher Form – aber alle sind zahlenmäßig relativ klein und erreichen auch kaum Menschen, die noch wenig oder keinen Kontakt zur Gemeinde haben.

So wurde die Idee geboren, einmal einen neuen Weg zu beschreiten. Einer unserer Pfarrer hatte ein Buch von Klaus Douglass und Fabian Vogt entdeckt mit dem Titel „Expedition ins Ich – In 40 Tagen durch die Bibel.“ (Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart) Dieses Buch schien vom Aufbau her gut geeignet, ein Bibellese-Projekt zu starten. Es führt in sechs Themenkreisen mit jeweils 6–7 Kapiteln durch zentrale Texte der Bibel. Dabei steht jeder Themenkreis unter einer grundlegenden menschlichen Fragestellung:

- Wer bin ich wirklich?
- Wie werde ich frei?
- Wer bestimmt mein Handeln?

- Wie bekomme ich eine Beziehung zu Gott?
- Wo gehöre ich hin?
- Wo gehe ich hin?

Die Einzelkapitel sind gleichmäßig aufgebaut: Nach einer (unterschiedlich gestalteten) kurzen Einstimmung zum Thema folgen der Bibeltext und danach eine Auslegung von 3–5 Seiten. Jedes Kapitel schließt mit Fragen zum Nachdenken und Gespräch und mit einer Anregung zum persönlichen Gebet.

Damit liegt der Zeitaufwand bei etwa einer halben Stunde pro Kapitel.

Zum Start gab es eine Auftaktveranstaltung, in der in das Buch eingeführt wurde. Danach wurden die Teilnehmer zur Bildung von Kleingruppen (3–6 Personen) eingeladen. Diese Kleingruppen sollten sich in der Projektphase regelmäßig treffen, um sich über das Gelesene auszutauschen.

Für die Durchführung des Projekts hat es sich sehr bewährt, dass diese Kleingruppenarbeit überhaupt nicht reglementiert wurde. So gab es

- Kleingruppen (z.B. 3 Personen) mit wöchentlichem oder unregelmäßigem Treff
- etwas größere Gruppen (bis zu 6 Personen)
- Einzelpersonen ohne Gruppenanschluß
- Gruppe aus den erwachsenen Mitgliedern einer Familie

Manche Gruppen sprechen über jedes einzelne Kapitel, andere nur über einzelne Abschnitte eines Themenkreises. Einige Gruppen werden am Ende des Projektes ihre Treffen einstellen, während andere schon jetzt wissen, dass sie weitermachen

wollen. Die Gruppen treffen sich zum Teil im Gemeindehaus, zum Teil auch in Privathäusern.

Diese Vielfalt in Aufbau und Arbeit der Kleingruppen ermöglicht es, daß Menschen in ganz unterschiedlicher Weise ihren Zugang zu Bibeltexten finden können – auf einem Weg, der ihren persönlichen Bedürfnissen und Möglichkeiten entspricht.

Insgesamt nehmen z. Zt. 35 Personen an dem Projekt teil. Sie sind zwischen 40 und 85 Jahren alt, überwiegend Frauen. Neben den üblichen Wegen der Werbung in Gottesdienst und Kleingruppen, durch Gemeindebrief und Handzettel war auch hier die persönliche Einladung der erfolgreichste Weg, Menschen für das Bibellese-Projekt zu gewinnen (z.B. über den Besuchsdienst im Krankenhaus oder den Besuchsdienst für Menschen, die 60 Jahre alt geworden sind). Auf diese Weise sind auch Teilnehmer gekommen, die bisher keinen oder kaum einen Bezug zur Gemeinde hatten. Die überwiegende Zahl der Teilnehmer ist aber im Gemeindeleben fest verankert.

Das Projekt wird nach einer Dauer von etwa 3 Monaten mit einer Abschlußveranstaltung enden. Wir sind gespannt auf die Erfahrungsberichte der Teilnehmer.

Begleitet wurde das Projekt von einer Predigtreihe im Sonntagsgottesdienst, jeweils zu einem der oben genannten Themen. ■

*Iris und Johannes Antepoth*

# Die Blaue Stunde

Ein Gottesdienstmodell für Menschen in der Lebensmitte in der Christus-Kirchengemeinde Dortmund



Der Name ist Programm: Er bestimmt Uhrzeit, Atmosphäre und Ort. Einmal im Monat, Samstag abends, 18.00h in einer kleinen Dortmunder Kirche mit blauem Altarraum. Zusammen mit Menschen der mittleren Generation, die auch auf der Suche sind. Nach Ruhe, Besinnung, Gedankenaustausch, Gebet, Schweigen und guter Musik.

Im Zentrum der „Blauen Stunde“ steht jedoch ein Gespräch – räumlich und sachlich „auf Augenhöhe“. Gesprächsgrundlage ist jeweils eine möglichst unbekannte biblische Erzählung, die nach dem von Uta Pohl-Patalong entwickelten „Bibliolog“. (siehe *Pastoraltheologie* 90, S. 285–302 u.ö.) von der Pfarrerin oder dem Pfarrer moderiert wird. Unabhängig von ihrem Bildungshintergrund beteiligen sich etwa ein Drittel der GottesdienstbesucherInnen daran. Das Gespräch schließt mit einem „spekulativen Schluss“: Einem zeitgenössisches Gedicht oder Lied.

Spätestens jetzt erschließt sich für die GottesdienstbesucherInnen die Symbolik der gestalteten Mitte auf einem etwa Knie hohen Tisch, um den die GottesdienstbesucherInnen in U-Form sitzen. Ein etwa fünfköpfiges Team, das mit einer Bibelarbeit den Bibliolog inhaltlich vorbereitet, sorgt damit für die visuelle Umsetzung des jeweiligen Themas.

Moderation und Lesung der Textpassagen werden auf beide Geschlechter verteilt. Das erhöht in der Zielgruppe die Identifikation mit dieser Gottesdienstform. Der Vortrag der Fürbitten wird dagegen nicht gesteuert. Sie liegen im Eingangsbereich für die BesucherInnen aus, sodass diese sie frei gewählt und vom

Platz aus gesprochen werden können.

Musikalisch sind die Gottesdienste von neuer geistlicher Musik und sorgfältig ausgesuchten Beiträgen weltlicher Musik (Pop, Jazz, Soul, Folk, selten Klassik) mit religiösen Anklängen geprägt. Die wechselnden Musikfarben haben die Funktion, das Thema zu vertiefen und Fremdheitsgefühle abzubauen. Dieses Ziel gilt auch für die Auswahl der Gemeindelieder aus dem neuen geistlichen Liedgut (Taize u.a.).

Im Anschluss an den Gottesdienst sind die BesucherInnen zu Brot, Käse und Wein eingeladen. Dort werden Kontakte geknüpft und Informationen ausgetauscht, gelegentlich wird auch das Thema weiter erörtert.

In den ersten Jahren war die Blaue Stunde auf Grund der Hinweise auf das gewünschte Altersspektrum der Zielgruppe heftig umstritten. Inzwischen besitzt sie ihren festen anerkannten Platz im Gottesdienstprogramm der Evangelischen Christus-Kirchengemeinde Dortmund.

Weitere Informationen zu diesem Gottesdienstmodell in:

■ *Alternative Gottesdienste (Gemeinsam Gottesdienst gestalten Band 7; Herausgegeben von Lutz Friedrichs, Hannover 2007) und*

■ *Gottesdienstimpulse, Konzepte, Modelle und Bausteine für eine situationsgerechte Gottesdienstarbeit; Herausgegeben von Christoph Kirchoff und Anja Grube, Bochum 2004* ■  
*Elke Rudloff*



# Wenn die Kirche aus sich herausgeht ...

Kirchliche Angebote im säkularen Umfeld



■ **Vielfältig sind die Chancen und Möglichkeiten der Kirche außerhalb ihres ureigenen Terrains Menschen anzusprechen und ihnen beizustehen.**

*Will die Kirche die bisher Unerreichten erreichen, muss sie immer wieder aus sich herausgehen und d.h. Menschen in ihrem Alltag begegnen und situationsbezogen bei ihnen mit ihrer Botschaft präsent sein. Gerade da, wo die Kirche nicht „Hausherrin“ ist, sondern als Gast in einem säkularen Ambiente mit ihrer Sache willkommen ist, bieten sich erstaunliche missionarische Chancen. War es vor einer Generation noch in etlichen Kirchengemeinden undenkbar, beim dörflichen Schützenfest oder dem Sommerfest des Sportvereins den sonntäglichen Gottesdienst im Bierzelt auf dem Festgelände stattfinden zu lassen, hat sich inzwischen mancherorts eine solche Praxis längst etabliert und bewährt. Auf diese Weise erreicht die Kirche manche Menschen mit ihrer Botschaft, die dem normalen gottesdienstlichen Leben der Gemeinde entwöhnt sind.*

*Vielfältig sind die Chancen und Möglichkeiten der Kirche außerhalb ihres ureigenen Terrains Menschen anzusprechen und ihnen beizustehen. Dabei zeigt sich oft, dass die Kirche mit ihrer theologischen und seelsorglichen Kompetenz hoch willkommen ist. So stellt der noch junge Aufgabenbereich „Notfallseelsorge“ eine besondere Erfolgsgeschichte dar, weil die Kirche hier in besonderen Notsituationen von Menschen mitten in der Gesellschaft Erste Hilfe für die Seele leistet. Aus der Vielzahl an Beispielen und Erfahrungen sind an dieser Stelle nur drei herausgehoben, die stellvertretend für zahllose Bemühungen von Gemeinden, Gruppen und Initiativen stehen, die das Zeugnis des Glaubens mitten in unserer säkularen Gesellschaft einbringen und bewähren.* ■

# Notfallseelsorge

Erste Hilfe für die Seele mitten in der Gesellschaft

In der Reformvorlage unserer Landeskirche aus dem Jahr 2000 sind viele Vorschläge enthalten, die darauf zielen, dass unsere Kirche „auch ihren Ort in der Gesellschaft überzeugend wahrnehmen“ kann (S. 8).

Die Notfallseelsorge ist ein noch recht junger Arbeitsbereich unserer Kirche, der aber von Anfang an – Beginn der 90er Jahre – in die gesellschaftlichen Strukturen eingebunden war. Teilweise wurde ihr Engagement eingefordert, teilweise hat sie sich als Partnerin angeboten. In beiden Fällen ist es ihr gelungen, durch ein hohes Maß an seelsorglicher Qualität, Erreichbarkeit und Verbindlichkeit, Kirche in unserer säkularisierten Gesellschaft als unverzichtbar erscheinen zu lassen.

Christinnen und Christen machen sich zu jeder Tages- und Nachtzeit auf den Weg in fremde Wohnungen, zu fremden Menschen, um für diejenigen da zu sein, deren Leben aufgrund eines tragischen Ereignisses akut aus den Fugen geraten ist. Wenn das Hilfesuchen die Mitarbeitenden in der Notfallseelsorge über die zuständigen Rettungsleitstellen erreicht, fragen sie zunächst nicht nach der Konfession und Religion, nach Herkunft und Aufenthaltsstatus. Sie bieten die Art von Hilfe an, die in der Phase einer akuten seelischen Belastung



Notfallseelsorge steht Menschen bei, wenn kein Arzt mehr helfen kann.

gerade notwendig ist und den Betroffenen gut tut. Religiöse Handlungen werden angeboten, wenn der Eindruck entsteht, dass sie zur Stabilisierung beitragen können. Selbstverständlich kann dieses Angebot abgelehnt werden, die Erfahrung zeigt aber, dass selbst von denjenigen, die sich als nichtreligiös bezeichnen, dieses Angebot gerne angenommen und als hilfreich empfunden wird.

Wird im Laufe der Begleitung deutlich, welcher Konfession und Religion die Betroffenen angehören, akzeptieren und respektieren Notfallseelsorgerinnen und -seelsorger dies und benachrichtigen auf Wunsch den oder die entsprechenden Geistlichen.

Ein Beispiel aus dem Alltag der Notfallseelsorge:

Der gerufene Notarzt konnte nur noch den Tod der Ehefrau feststellen. Als er dem Witwer sein Beileid ausspricht, spürt er, dass er ihn in dieser Situation nicht alleine lassen kann. Aber dann piepste sein Melder und rief ihn zum nächsten Notfall. Er bittet einen der Rettungsassistenten, die Rufbereitschaft der Notfallseelsorge alarmieren zu lassen.

„Früher“, so der Rettungsassistent, „sind wir von solchen Einsätzen immer mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend weggefahren. Die Frage, wie der Ehemann wohl alleine zurechtkommen würde, hat uns oft noch lange beschäftigt.“ Die Mitarbeitenden in

# Geschichten am Stall –

Die Weihnachtsgeschichte unter die Menschen bringen.

den Rettungsdiensten erleben die Einrichtung der Notfallseelsorge als Entlastung.

Bei Unfällen, Bränden und ähnlichen Notfällen gibt es neben den verletzten Personen auch immer direkt Beteiligte, die nicht von der Feuerwehr oder dem THW mit deren technischen Geräten gerettet und auch nicht medizinisch behandelt werden müssen. Dennoch ist davon auszugehen, dass das Miterleben eines tragischen Ereignisses Verletzungen in der Seele hervorruft, die „versorgt“ werden müssen. In diesen Fällen leistet die Notfallseelsorge professionelle „Erste Hilfe für die Seele“. Auch die Einsatzleiter, die für alle Beteiligten verantwortlich sind und die entsprechenden Rettungsmaßnahmen anordnen müssen, empfinden die Unterstützung durch qualifizierte Notfallseelsorgerinnen und -seelsorger am Unglücksort als entlastend.

Die Mitglieder der Feuerwehren und Hilfsorganisationen sind nach schweren Unfällen und Katastrophen den Eindrücken grausamer Bilder ausgesetzt. Bei Menschen, die diesen Dienst beruflich ausüben, kann ein Zuviel an Eindrücken, bei freiwilligen Helfern ein Zuwenig an Erfahrung zu seelischen Belastungen führen. Alltagsstress in der Familie, im Beruf, auf den Wachen lässt den „Schutzpanzer“ ebenfalls dünner werden. Als ein Teil des Systems Notfallseelsorge stehen Seelsorgerinnen und Seelsorger in Feuerwehr und Rettungsdienst den freiwilligen und hauptberuflichen Helfern auch in ihrem Alltagsleben als Partner begleitend und beratend zur Seite.

In manchen Kommunen wird der Dienst der Notfallseelsorge auch von der Polizei in Anspruch genommen. Dabei geht es in der

■ *Durch ihren Dienst trifft Kirche hier auf Menschen, die über andere gemeindliche und über-gemeindliche Angebote nicht erreicht werden. Sie begegnet diesen Menschen allerdings nicht so, dass sie sie für Kirche vereinnahmt, sondern eher im Sinne diakonischer Hilfe, die so manch zugeschlagene Tür wieder einen Spalt öffnet.*

Regel und die Überbringung von Todesnachrichten an Familienangehörige. Die Zeit, die solch eine Begleitung unter Umständen braucht, kann von Polizeibeamten nicht aufgewendet werden. Manche von ihnen fühlen sich im Umgang mit emotionalen Reaktionen der Angehörigen überfordert.

Gut ausgebildete Notfallseelsorgerinnen und -seelsorger kennen die Grenzen ihrer eigenen Belastungen, aber auch ihrer fachlichen Kompetenz. So kann es notwendig sein, seelisch belastete Menschen zu motivieren, weitergehende, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen. Die Vermittlung reicht dabei von sozialen, aber auch psychologischen Beratungsstellen und psychologisch-therapeutischen Einrichtungen.

Kirche nimmt mit der Notfallseelsorge ihren Ort in der Gesellschaft überzeugend wahr. Sehr schnell wurde sie von Feuerwehr und Rettungsdienst als ein weiteres, aber festes Glied in der Rettungskette bezeichnet.

Durch ihren Dienst trifft Kirche hier auf Menschen, die über andere gemeindliche und über-gemeindliche Angebote nicht erreicht werden. Sie begegnet diesen Menschen allerdings nicht so, dass sie sie für Kirche vereinnahmt, sondern eher im Sinne diakonischer Hilfe, die so manch zugeschlagene Tür wieder einen Spalt öffnet. ■

Ralf Radix

In Witten an der Ruhr steht mitten auf dem Weihnachtsmarkt ein Stall. Sein Boden ist mit Stroh bedeckt, einige Schaffiguren stehen darin und natürlich Maria, Joseph und das Baby, in Windeln gewickelt. Die Weihnachtsgeschichte wird in Witten seit dem Jahr 2002 mit verkleideten Schaufensterpuppen dargestellt.

So ist sie Jahr für Jahr ein lebendiges Zeugnis der Geburtsgeschichte Jesu in Nachbarschaft zu Crepestand und Karussell, jeden Tag für die Passanten von 10.00 bis 22.00 Uhr einsehbar und erlebbar.

Denn an vier Tagen die Woche erwacht der Stall zu einem Ort der Geschichten, der Adventslieder und des gelebten Weihnachtszaubers. Dann strömen Kinder und Erwachsene zu dem hölzernen Gebäude, um die „Geschichten am Stall“ mitzuerleben. Es sind zumeist Wittener Pfarrerinnen und Pfarrer, Diakone und ehrenamtliche Mitarbeitende der verschiedenen Gemeinden, die für Jung und Alt die Weihnachtsgeschichte und anderes Adventliches vortragen. Das geschieht auf sehr unterschiedliche Art und Weise. Im Kern stehen in allen Fällen die adventlichen Geschichten. Manche Erzählenden bringen auch ihre Gitarre oder Flöte mit und singen Adventslieder. Hin und wieder kommt es auch schon mal vor, dass ein Erzählender gleich eine ganze Kindergartengruppe mitbringt, die Lieder vorträgt.

Für eine Stunde (von 16.00–17.00 Uhr) ist an Mon-, Diens-, Donners- und Freitagen der Stall dann von einer Schar Schaulustiger belagert. Eltern und Großeltern fahren eigens mit ihren Kindern in die Stadt, um die Geschichten am Stall mitzuerleben.



Die Weihnachtsgeschichte auf dem Wittener Weihnachtsmarkt

Die Umsetzung ist dabei denkbar einfach: Mitarbeitende der Stadt Witten bauen den Stall auf und stellen den Kirchengemeinden Stroh und Figuren zur Verfügung. Zwei engagierte Damen aus der Wittener Innenstadtgemeinde dekorieren den Ort der Geburt Jesu liebevoll. Sie haben Jahr für Jahr ein Requisit nach dem anderen zusammengetragen: Eine große Holzkiste, Schaffelle, eine Heugabel. So gewinnt der Stall immer mehr an Charakter.

Vier Mitarbeiter haben sich bereit erklärt jeweils einmal in der Woche für das Organisatorische zu sorgen und den Beginn und das Ende zu moderieren. Die eigentlichen Geschichten werden von vielen Lesenden vorgetragen. In der Regel liest an jeden Tag ein anderer Lesender. So verteilt sich die Last der Vorbereitung und Durchführung während des vier Wochen dauernden Weihnachtsmarktes auf viele Schultern.

Als das Angebot der Geschichten am Stall im Jahr 2006 sein fünftes Jubiläum feierte, schrieb die Lokal-

presse: „Geschichten am Stall – Längst kein Geheimtipp mehr, sondern ein besonderes Erlebnis auf dem Wittener Weihnachtsmarkt“.

Uns als Kirche freut diese Resonanz. Wir können so Zeugnis von einem unserer Kernthemen ablegen. Das Interesse und die Offenheit sind dafür durch die weihnachtliche Stimmung vorhanden.

So wird in den Tagen vor Weihnachten mitten auf dem Rathausplatz in Witten so manche biblische Geschichte erzählt und vor allem die eine Geschichte von der wunderbaren Geburt des Jesuskindes. Die „Geschichten am Stall“ sind eine Aktion, die wir wärmstens weiterempfehlen können. ■

Christian Uhlstein

# Kirche gibt dem Theater Asyl

Reich werden durch respektvolle Begegnung



Szene aus Goethes Faust

Seit wenigen Monaten hat die Stadt Siegen ein Theater, endlich! Lange musste man hierzulande mit einer alten Schulaula zu Recht kommen. Jahrzehntelange Versuche, die hiesige Theaterlandschaft neu aufzustellen, waren bis dahin ins Leere gelaufen. Da kam ein neuer ambitionierter Intendant nach Siegen, der neue und unkonventionelle Wege beschritt.

Kirche und Theater trafen sich zufällig bei ihren Öffnungsversuchen, sich auf neue Zielgruppen hin zu bewegen. So entstand bei gemeinsamen Gesprächen zwischen Theater und Ev. Kirche das Wagnis, dem Theater in unserer Kirche „Asyl“ zu gewähren. „Out of Aula“ hieß die neue Veranstaltungsreihe, da bisher das Theater in einer Schulaula unter schwierigen und atmosphärisch unzureichenden Bedingungen zu Recht kommen musste. In dieser neuen Theaterreihe sollte nun die Martinikirche in Siegen eine gewichtige Rolle spielen, neben anderen ungewöhnlichen Veranstaltungsorten in Siegen, z.B. einer Fabrikhalle, dem Leimbachstadion oder dem alten Loksuppen am Bahnhof. Beide, Theater und Kirche, hatten bei der Unternehmung die gleiche Motivation als Voraussetzung, nämlich eine neue Öffnung zu erreichen, die ein eher untypisches Publikum ansprechen sollte. Dem „TheaterSiegen“ Asyl zu gewähren, war deshalb kein heroischer

Akt, sondern eine notwendige Solidaritätsbekundung für einen nahen Verwandten, der ebenfalls nach der Wahrheit und Tiefe des Lebens sucht.

Heute können wir sagen, dass die Kirchengemeinde an Martini vielleicht ein kleines Mosaiksteinchen zur Verwirklichung des neuen Theaters beigetragen hat, weil gerade mit der groß angelegten Inszenierung des Faust in der Kirche, ein großartiger Zuspruch aus der Bürgerschaft für das „TheaterSiegen“ entstand. Diese offene Unterstützung der Theaterarbeit hat uns einen bleibenden Respekt in der Kulturlandschaft der Stadt verschafft, von dem wir heute noch profitieren. So hat der Kulturausschuss der Stadt Siegen im Anschluss an die Faustinszenierung im Jahr 2003 der Gemeinde ein einstimmiges Dankeschreiben aller Fraktionen zugesandt, indem man sich für die gelungene Kooperation und den Mut bedankt, dass die Kirchengemeinde diesen Weg gewagt hat.

Dass diese Zusammenarbeit ohne größere Probleme wachsen konnte, hing vor allem damit zusammen, dass das Presbyterium und die Gemeinde von Beginn an in dieses Vorhaben involviert waren. Immer wieder fanden Gespräche zwischen Theaterintendant und der Gemeindeleitung statt, die ein vertrauensvolles Miteinander ermöglichten. Ein Lesekreis befasste sich begleitend zur Faustinszenierung mit diesem Theaterstück. Die Gemeinde durfte an den Proben teilnehmen und mit den Schauspielerinnen und Schauspielern ins Gespräch kommen. Eine Muslima als Gretchen die „Gretchenfrage“ von der Kanzel der Kirche fragen zu lassen, löste nur deshalb keinen Skandal aus, weil

eine breite Öffentlichkeit und die Gemeinde in guter Weise mit auf den Weg dieser modernen Inszenierung genommen wurden.

Als Stadtkirche waren wir einigermassen darin geübt mit Künstlern Ausstellungen auszuarbeiten, jedoch die Kirche zeitweilig dem Theater zu überlassen, – bei Goethes Faust waren das mit den Probenzeiten 8 Wochen –, bedeutete für alle noch einmal eine ganz neue Herausforderung.

Uns war von Vorneherein klar, dass für ein Gelingen des Projektes eine gute Öffentlichkeitsarbeit von Nöten war. Darum haben wir versucht, das Projekt in jeder Phase so transparent wie möglich für die Gemeindeglieder und die städtische Öffentlichkeit zu gestalten. Es war eine aufwendige Arbeit, aber sie hat sich gelohnt, weil die Widerstände gegen den Tabubruch zu vernachlässigen waren, obwohl wir durchaus mit „Warten auf Godot“ von Samuel Beckett und Goethes Faust, speziell konzipiert für eine Aufführung im Kirchenraum, durchaus streitbare Inszenierungen und Inhalte ins Gotteshaus holten. Mit Goethes Faust konnten wir über 4500 Menschen in 23 Aufführungen in die Kirche „locken“, davon ca. 1800 Schülerinnen und Schüler.

Noch heute, obwohl die Theaterinszenierungen in der Kirche längst nicht mehr auf dem Plan stehen, findet ein regelmäßiger Austausch mit den Theaterleuten statt. Und so kam es zu einem zweiten Tabubruch, als der Theaterverein des Apollo-Theaters Siegen die Martinikirchengemeinde Siegen bat, zur Eröffnung des neuen Theaters im September 2007 eine gottesdienstliche Feier im Theater zu veranstalten.

In seiner Predigt zur Eröffnung des Apollo Theaters über das Jesus

Wort: „*der Mensch lebt nicht vom Brot allein!*“, sagte Pfarrer Raimar Leng: „Es geht bei der Begegnung zwischen Theater und Kirche nicht um Kongruenz, sondern um offene Begegnung in aller Unterschiedlichkeit und Gegensätzlichkeit. Gerade hier beginnt es spannend zu werden, wenn der gegenseitige Respekt vorausgesetzt werden kann, wie es in Siegen der Fall war. Auch wenn beide, Theater und Kirche, die Luft von einem anderen Stern atmen, auch wenn beide Visionen haben und auch wissen, dass es einen Überstieg über die Gegenwart gibt, über eine Gegenwart, die für viele Menschen unerträglich ist, auch wenn beiden das ganze, ungeteilte Leben am Herzen liegt, sagt der Glaube es in einer unverwechselbaren Weise, wie die Hoffnung aussieht. „Theater tut, als könne es die Welt verändern“, sagt der Intendant Reitschuster im Eröffnungsheft. „Der Glaube wagt an dieser Stelle mehr: Er weiß, dass die Begegnung mit Gottes Wort neue Realitäten schafft. Er vertraut der Verheißung der Bibel, dass die Wüste einmal blühen wird, dass die Augen der Blinden und die Ohren der Tauben aufgetan werden und dass Lahme wieder springen und dass Tote auferstehen. Und er versucht schon jetzt so zu leben, als sei das Reich Gottes bereits da.“

Fazit: Die Durchmischung von Gemeinde und Theaterpublikum ist für beide Seiten ein großer Gewinn geworden. Respekt ist gewachsen auf beiden Seiten. Es ist wie ein Wiedersehen zweier Geschwister, die sich lange Zeit aus den Augen verloren hatten, nun aber froh sind, sich hin und wieder zu begegnen.

Raimar Leng



Szene aus Goethes Faust I

■ Die Durchmischung von Gemeinde und Theaterpublikum ist für beide Seiten ein großer Gewinn geworden. Respekt ist gewachsen auf beiden Seiten.

# Der Hauskreis als Zelle –

## Kleingruppen als Frischzellenkur für den Leib Christi

Sechzehn Hauskreise in einer ostwestfälischen Innenstadtgemeinde unter seinem Kirchendach zu vereinigen ist, soweit man sieht, eine nicht ganz alltägliche Erscheinung in unserer volksskirchlichen Landschaft.

Und nicht zuletzt, weil die Schrift deutlich dazu mahnt, nicht das Zählen mit dem zu verwechseln, was vor Gott zählt, ist an dieser Stelle darzulegen, inwiefern die Hauskreis- und Kleingruppenstruktur, wie sie bei uns in der Paulus-Gemeinde in Bielefeld verwirklicht ist, der Auf- und Ausbau des Leibes Christi dienlich sein kann, ja, wie sie das konkret in unserer Gemeinde tut.

### Hauskreise als Resonanzraum der Lebensimpulse Gottes

Die Rede vom „Leib“ setzt ja einen lebendigen Organismus voraus, und deshalb erscheint gegenüber der aus dem sterilen Bereich der Statistik stammenden Rede von der „Kleingruppe“ der Begriff der „Zellgruppe“ hilfreich, weil er die Gemeinde daran erinnert, dass sie eigentlich in ihren Zellen lebendig sein sollte und es nicht schon dadurch ist, dass ihr ein hauptamtlicher Herzschrittmacher eine Schlagzahl vorgibt, und der auch dann noch seine müden Impulse abgibt, wenn der Patient Gemeinde längst total erschläfft ist. Lebendig ist die Gemeinde, wenn sie als Schöpfung

des Wortes von den Impulsen lebt, die ihr durch das Wort dessen vermittelt wird, der selbst das Leben ist. Dieses Wort dient als Lebensimpuls, als Anstoß, um selbst in Alltag und Gemeinde die Reflexe des Glaubens hervorzubringen, die seit jeher als Lebensäußerungen der Kirche gelten: Gemeinschaft, Diakonie und Mission.

### Hauskreise als erfahrbare Gemeinde

Das ist zunächst die *Gemeinschaft*, die ab einer bestimmten Gottesdienstbesucherzahl eher von einem Fremdheitsgefühl und schließlich Befremden überlagert wird. Bei einer Besucherzahl, die auch an gewöhnlichen Sonntagen des Kirchenjahres deutlich jenseits von 200 Personen liegen kann, ist es signifikant, dass derzeit rund 160 Personen verbindlich an den verschiedenen Zellgruppen teilnehmen. Darin werden sie Teil einer übersichtlichen Gemeinschaft, die sich um das Wort sammelt, gemeinsam betet und sich gegenseitig Einblick in ihr Leben gewährt. Kirchliche Gemeinschaft wird so erfahrbar, gegenseitige Seelsorge (das *mutuum colloquium et consolatio fratrum*) ein Stück Gemeindegewirklichkeit. Wir raten in der Regel neuen Besuchern, Mitglied eines Hauskreises zu werden, weil es den Einstieg in das Leben auch der Gesamtgemeinde enorm befördert. Mit steigender Anzahl an Hauskreisen kann man dabei auch die besondere Situation des Einzelnen individuell berücksichtigen, indem man einen Kreis auswählt, der zu Wohnort, Lebenssituation, Termin- und persönlichen Schwerpunktinteressen möglichst passt.

### Hauskreise als Muskelgewebe am Leib Christi

Ganz im Gegensatz zu dem Vorurteil, Hauskreise seien Organisationsformen, die bestenfalls zurückgezogen quietistisch, in der Regel aber eher separatistische Unruheherde bilden, erkennen wir hier einen tragenden Pfeiler unserer Gemeinde, wenn es darauf ankommt, gemeindliches Leben zu stützen: Stehen größere Veranstaltungen an, sind meist die Hauskreise die ersten Ansprechpartner, die dann durch Bereitstellung von Mitarbeitern oder selbstorganisiertem Catering Glaubenskurse im Format des Alphakurses und selbst Großveranstaltungen wie die Evangelisation Prochrist gelingen lassen. Dabei müssen lediglich die Leiter angesprochen werden, die dann ihrerseits das Anliegen in die Gruppe kommunizieren und in der Folge das zum Gelingen des Projektes erforderliche selbständig in die Wege leiten. Mit den Hauskreisen existiert also eine weit verzweigte Kommunikationsstruktur, die nur darauf wartet, genutzt zu werden. Sozusagen als Muskelgewebe des Leibes vereinen sie eine Schaffens- und Organisationskraft, die Einzelne so niemals bewerkstelligen könnten.

### Hauskreise als Brückenkopf in bestimmte Milieus

Aber nicht nur in punkto Mission, auch auf sozialpädagogischen bzw. -diakonischen Gebieten stellen die Zellgruppen das pulsierende Zentrum der Gemeindegewirklichkeit dar, wenn beispielsweise ein eigens für Russlanddeutsche konzipierter Hauskreis die Predigt des zurückliegenden Sonntags bespricht, erklärt und notfalls übersetzt und

■ Lebendig ist die Gemeinde, wenn sie als Schöpfung des Wortes von den Impulsen lebt, die ihr durch das Wort dessen vermittelt wird, der selbst das Leben ist.

damit auch ein Stück weit Bildungsarbeit leistet. Ebenso fungieren auf Verkündigung ausgerichtete Krabbelgruppen wenigstens z. T. als soziales Auffangnetz für am Rande der Gesellschaft lebende Menschen aus unserem Stadtteil, die in unseren Gruppen soziale Kontakte und Beziehungen in einer Weise erleben können, wie sie urbane Anonymität sonst schwerlich bietet. Kleingruppen erweisen sich hier als besonders flexible Brückenköpfe in Milieus hinein, auf die eine Gemeinde als Ganzes zunächst gar nicht individuell reagieren könnte. Dadurch, dass sich für Menschen am äußersten Rand unserer Gemeinde in diesen Gruppen eine Kontaktfläche bietet, und sie hier erstmals Teil eines Netzwerkes werden, ist ihnen dann schließlich auch die Sicherheit geschenkt, am Gottesdienst teilzunehmen und sich schließlich in der Gesamtgemeinde heimisch zu fühlen.



### Hauskreise als Indikator lebendigen Gemeindegewachstums

Würden die Hauskreise bereits sinnbildlich als Muskelgewebe der Gemeinde bezeichnet, so kann man, im Bild bleibend, darüber hinaus folgern: Der Muskel wächst mit seinen Aufgaben: Unsere Hauskreise profitieren von den evangelistisch-missionarischen Anstrengungen in der Regel signifikant. Eine Aktion wie das gemeinsame Lesen des Heiligens-Bestsellers „Leben mit Vision“ während der Passionszeit letztes Jahr, die sonntags durch entsprechend aufgearbeitete (und zum Teil auch korrigierende) Predigten flankiert wurde, hat einen deutlichen Anstieg des Interesses an Themen verbindlicher geistlicher Lebensführung in unserer

Gemeinde erkennen lassen und nicht zuletzt die Teilnahme an unseren Hauskreisen um nahezu 20% erhöht. Wie es das Leben mit sich bringt, ereigneten sich hier auch einige Zellteilungen: Hauskreise teilten sich auf. Einige Hauskreise in der Gemeinde existieren bereits als „Enkelzellen“, nachdem sie sich in den vergangenen zehn Jahren zweimal geteilt haben. Aber auch das Umgekehrte, was eben auch zum Leben einer Gemeinde dazugehört gibt es: Zellen sterben ab. Hauskreise werden aufgelöst bzw. fusionieren mit anderen, nachdem man Schrumpfungprozesse durchgemacht hat.

### Hauskreise als Talentschmiede für künftige Leiter

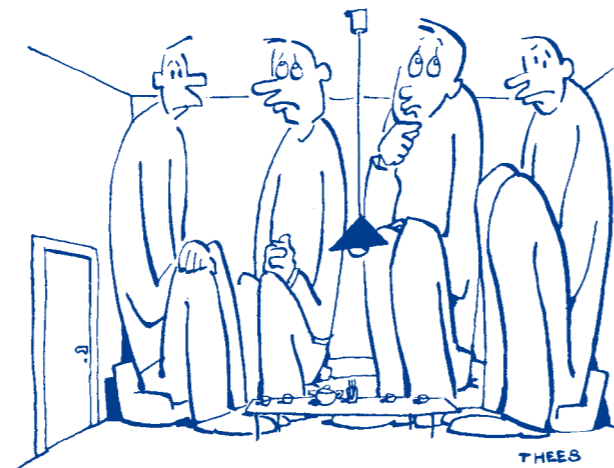
Ein spannendes Kapitel zuletzt ist die Frage nach den Leitern. Sie haben einen großen Anteil daran, dass eine Gruppe miteinander in lebendigen Beziehungen lebt und ein Klima existiert, aus dem heraus geistliches Wachstum geschehen kann. Die Gemeindeleitung investiert viel, dass hier Hilfestellungen erfolgen die den Leitern inhaltlich, methodisch und seelsorgerlich Unterstützung bieten. Dabei greift sie auch speziell Fragestellungen von Leitung auf, die bei zentral veranstalteten Hauskreisabenden, Leiter-Tagungen, Leitungskongressen und ähnlichen externen Angeboten Behandlung finden. Insgesamt befruchtet die Zellgruppenarbeit dann auch die Gesamtgemeindefarbeit, da im Schutzraum der Kleingruppe Leitungskompetenz eingeübt wird, die dann zu seiner Zeit auch auf anderen Ebenen der Gemeindeleitung zum Einsatz kommen kann.

■ Sie hat vielmehr das Potenzial, als lebendige Zelle die Grundstruktur des lebendigen Leibes Christi zu bilden, innerhalb derer jedes Glied sein allgemeines Priestertum ausübt.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass die als Zelle verstandene Kleingruppe keinesfalls notwendig zu einer randständigen Sonderform gemeindlichen Lebens avancieren muss, geschweige denn sich als Konkurrenz der sonntäglichen „Gottesdienstgemeinde“ etabliert.

Sie hat vielmehr das Potenzial, als lebendige Zelle die Grundstruktur des lebendigen Leibes Christi zu bilden, innerhalb derer jedes Glied sein allgemeines Priestertum ausübt. Als derartige Priester denken sie, über das nach, was Nachfolge, Dienst und Mission bedeutet, und wie dies im Alltag konkret umgesetzt werden kann. Hauskreise stärken insofern die Mündigkeit und auch die viel vermisse Sprachfähigkeit im Glauben und verhindern, dass ein sich in fragmentarischer Kenntnis erschöpfender Glaube zu einer spekulativen Weltanschauung degeneriert, weil er ohne Betätigungs- und Bewährungsfeld bleibt. Überlässt die Gemeinde hingegen dem Pfarrer das Glauben und delegiert die wichtigen Entscheidungen an ihn, wird sie über kurz oder lang einer Art spirituellem Skorbut zum Opfer fallen. Hauskreise bieten dagegen die Art von Frischzellenkur, die keine Finanzspritze der Welt bieten kann. ■

Matthias Kürschner



## Persönliche Statements

„Was mich zur Kirche hat zurückfinden lassen“



Ich habe jetzt bald Goldkonfirmation, da möchte ich unbedingt hin. Vor Jahren bin ich aus der Kirche ausgetreten. Damals war ich in einer besonderen Notlage. Ich hatte mich an einen Pfarrer in der Stadt gewendet. Er hätte für mich etwas tun können. Ich brauchte eine Wohnung und seine Fürsprache. Aber er hat sie nicht für mich eingesetzt. Im Gegenteil, ich fühlte mich abgelehnt. Da bin ich aus Protest aus der Kirche ausgetreten. Das hatte wirklich nichts mit meinem Glauben zu tun. Heute denke ich, der Pfarrer hat wahrscheinlich gar nichts davon mitbekommen, aber ich war eben aufgebracht. Ich unterscheide jetzt zwischen dem, was ich da erlebt habe und dem Glauben, den ich in der Kirche leben kann. Zu meiner goldenen Konfirmation möchte ich wieder dazugehören.  
Hannelore S. aus B.



Ich bin jetzt 52 Jahre alt. Vor 16 Jahren bin ich aus der Kirche ausgetreten. Damals war ich gerade geschieden worden und hatte zwei Kinder. Mit dem Unterhalt lief das nicht so gut. Ich musste arbeiten gehen, damit das finanzielle auch stimmte. Ich hab mir in dieser Zeit gesagt: Die Kirchensteuer kannst du dir sparen. Die Kinder waren schon getauft. Mit meinem Glauben hatte das rein gar nichts zu tun. Aber die Kirche war mir auch nicht so wichtig. Heute bin ich nachdenklicher, Sinn des Lebens und so. Irgendwie habe ich gemerkt, dass mir die Verbindung mit der Kirche auch fehlt. Ich möchte wieder dabei sein. Darum bin ich in die Wiedereintrittsstelle gekommen. Dieser einfache Weg gefällt mir. Ich will mich auch bei der Kirche umschauen, was es da für mich gibt. Vielleicht auch irgendwo mitarbeiten.  
Ursula P. aus G.



Ich will Pate werden. Ja, warum ich ausgetreten bin? Das war so. Ich war mit 16 in die Lehre gekommen, aufm Bau und so. Und weil es in der Lehre so wenig Geld gegeben hat, da hat der Meister gesagt: Heute zeig ich euch, wie ihr Geld sparen könnt. Und er hat alle Lehrlinge in den Bulli geladen und ist mit uns zum Amtsgericht gefahren. Da sind wir dann alle ausgetreten. Natürlich war das total blöd. Aber das Geld war wichtiger. Ich hab da einfach mitgemacht. Naja und jetzt soll ich Pate werden. Und das will ich auch. Ich erinnere mich noch gut an den Konfirmandenunterricht und den Kindergottesdienst. Eigentlich finde ich, das ist der richtige Weg, auch wenn man das als junger Mensch nicht so einsieht.  
Mirco Z. aus G.

# Einladung zum Theologischen Symposium

Zum Thema dieser AmD Publikation „Unerreichte erreichen“ lädt die Ev. Kirche von Westfalen am Samstag, den 7. Juni 2008, von 10–17 Uhr zu einem Theologischen Symposium ins Reinoldinum nach Dortmund ein.

An diesem Symposium werden u.a. mitarbeiten:

**der Präses der Ev. Kirche von Westfalen Alfred Buß**  
■ Biblischer Impuls

**der Bischof der Kirchenprovinz Sachsen Axel Noack**  
■ Mission als unverzichtbare Lebensäußerung der Kirche

**und der badische OKR Dr. Michael Nüchtern**  
■ Wer sind die Unerreichten – und wen erreicht die Kirche wirklich?

Am Nachmittag sind folgende Gesprächsforen und Workshops vorgesehen:

- Das Evangelium für den post-modernen Menschen
- Mission ist keine Einbahnstraße – Was wir von Migrationsgemeinden in Deutschland lernen können
- Kommunikation des Evangeliums in der medialen Welt
- Wir tun viel für wenige – und wenig für viele: Warum und womit eigentlich?

- Gemeinde muss passen! Warum wir neben der Parochie auch noch andere Gemeindeformen brauchen
- In eurer Kirche finde ich meinen Platz nicht! – Unterschiedliche Milieus brauchen eine eigene Spiritualität
- Alle wollen uns, aber sie kriegen uns nicht! Format: Jugendkirche
- Religionskurs für Neugierige
- Neu anfangen mit Kindern – wie sonst?
- Open doors – open hands – open hearts – Wie eine Gemeinde in Birmingham ihre Mission ganzheitlich lebt
- Besuchsdienst in fremden Welten
- Kennzeichen: Gastfreundschaft?! Wie einladend und gastfreundlich erleben Gastpfarrerinnen und -pfarrer aus der Ökumene unsere Kirche?

Interessenten an dem Symposium schickt das Amt für missionarische Dienste, Olpe 35, 44135 Dortmund gerne ab März 2008 den Einladungs-Flyer mit dem detaillierten Programm zu.



„Ein neues Gesicht! Willkommen in Ihrer Gemeinde!“

THEES

# Danke!

Für die Mitarbeit an dieser Publikation sagen wir herzlichen Dank an

■ Johannes Antepoth, Kirchmeister der Ev. Kirchengemeinde Unna-Massen

■ Iris Antepoth, Kursleiterin, Ev. Kirchengemeinde Unna-Massen

■ Klaus J. Diehl, Pfarrer und Leiter des Amtes für missionarische Dienste, Dortmund

■ Jürgen Eckelsbach, Pfarrer der Ev. Kirchengemeinde Unna-Massen

■ Dr. Michael Herbst, Professor und Direktor des Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung, Greifswald

■ Julia Holtz, Pfarrerin der Ev. Johannis-Kirchengemeinde, Witten

■ Andreas Isenburg, Pfarrer im Amt für missionarische Dienste, Dortmund

■ Kuno Klinkenborg, Pfarrer im Amt für missionarische Dienste, Dortmund

■ Hermann Kotthaus, Pfarrer z.Zt. am Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung, Greifswald

■ Matthias Kürschner, Pfarrer z.A. der Ev. Paulus-Kirchengemeinde, Bielefeld

■ Raimar Leng, Pfarrer der Ev. Martinikirche, Siegen

■ Karl-Erich Lutterbeck, Pfarrer der Ev. Kirchengemeinde Dorsten

■ Ralf Radix, Pfarrer und Landeskirchlicher Beauftragter für Notfallseelsorge, Sprockhövel

■ Volker Roggenkamp, Pfarrer der Ev. Matthäus-Kirchengemeinde, Münster

■ Volker Roschke, Pfarrer und Referent der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste, Berlin

■ Elke Rudloff, Pfarrerin der Ev. Christus-Kirchengemeinde, Dortmund

■ Ilse-Dore Seidel, Jugendreferentin der Geistlichen Gemeindeerneuerung in Westfalen, Iserlohn

■ Thomas Webel-Reiner, Pfarrer für Stadtkirchenarbeit und Leiter des i-Punkts, Gelsenkirchen

■ Christian Uhlstein, Pfarrer der Ev. Trinitatis-Kirchengemeinde, Witten

■ Stephan Zeipelt, Pfarrer im Amt für missionarische Dienste, Dortmund